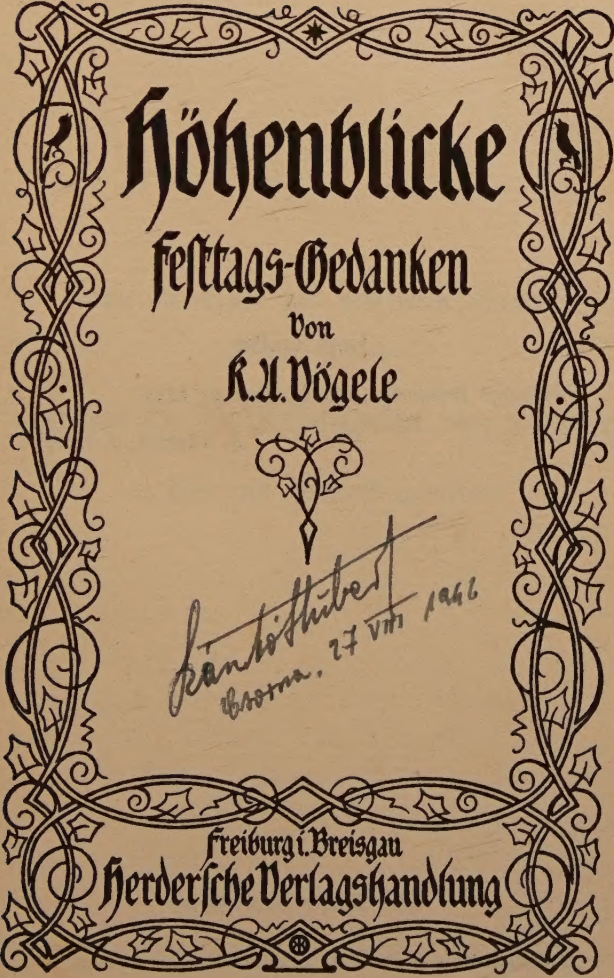




László Hubertnek

Asorna, 1946. aug. 27.

Lijhelyi Tivadar
premontrei alpesjél



Höhenblicke

festtags-Gedanken

Von

K. A. Vögele



Antikthier
Basel, 27 VII 1946

Freiburg i. Breisgau

Herdersche Verlagshandlung

Imprimatur

Friburgi Brisgoviae, die 21 Augusti 1911

‡ Thomas, Archiep̃ps

Alle Rechte vorbehalten

Buchdruckerei der Gerberschen Verlagshandlung in Freiburg. 1911

Dem Verfasser des herrlichen Buches
„Mehr Freude“

Bischof Dr Paul Wilhelm von Keppler
in Liebe und Ehrfurcht gewidmet



V o r w o r t.

Wie Hilty ein Buch „für schlaflose Nächte“ geschrieben hat, so hat Unterzeichneter diese Essays als Lektüre für die Feierabende und Festtage dem Volke, insbesondere den Gebildeten, gewidmet bzw. zgedacht.

Nach des Tages Last und Mühe, nach der Woche saurer Arbeit sehnt man sich nach Erholung und Erfrischung des Geistes und Herzens. Diese kann aus vorliegendem Büchlein geschöpft werden. Wer dasselbe gelesen hat, wird finden, daß viel nervenstärkende und seelenlabende Arznei darin liegt. Niedergedrückt von den Sorgen und Mühen des Werktags, bedarf der Mensch der Sonntage (Sonnentage) und Festtage. „Nach sauren Wochen frohe Feste!“ Die Sonn- und Festtagsstimmung vorzubereiten und zu erhöhen, dazu sollen diese ästhetisch-ethischen „Höhenblicke“ dienen.



Das Gebiet des vornehmen religiösen Essays ist noch wenig bearbeitet. Es wurde daher von verschiedenen Seiten Unterzeichnetem nahegelegt, religiöse Gedanken und Probleme in modernem Kleide, namentlich nach der Richtung des Schönen, darzustellen und zu behandeln.

Schöntal (Württemberg)

Igersheim bei Mergentheim,

August 1911.

Dr Bögele.



Inhaltsverzeichnis.

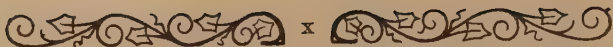
	Seite
Vorwort	VII

Weihnachten.

Das größte Ereignis der Weltgeschichte	5
Die einzigartige Schönheit des Gotteskindes	11
Christliche Renaissance	14
Raffael und das Jesuskind	19
Die falschen Götter und der wahre Gott	25
Das Christkind und der Neid der Welt	31
Das kleine Kind, der große Gott	37
Die Weihnachtsfeier des hl. Franz von Assisi	40

Karfreitag.

Karfreitagszauber	49
Das Problem des Leidens gelöst	55
Die Macht und Schönheit des Kreuzes	60
Die Passion Christi und der Kirche	64
Ein Wunder von Willensenergie	70
Der Segen des Kreuzes	74
Christus der große Leidensheros und Weltüberwinder	78



Ostern.

	Seite
Osterglockenklang	89
Der Unsterblichkeitsdrang im Menschen	95
Das Jenseits in der Dichtkunst	99
Die Tatsache der Auferstehung	104
Der unerschöpfliche Wert der Persönlichkeit	108
Christus die Geisterpersonne	112
Das höchste Ideal	117
Eine neue Erde und ein neuer Himmel	124
Himmelfahrt Christi	130

Pfingsten.

Menschengeist und Gottesgeist, Menschenwerk und Gottes-	
werk	139
Freuden auf Erden und große Ziele	144
Eine gottentfremdete Wissenschaft und Kunst	149
Die Kunst im Dienste Gottes	156
Drei edle Genien	161
Pfingsttürme	166
Die schönen Seelen die vollendetsten Kunstwerke	175
Der Heilige Geist ein Freudenspender	179



Ehre sei Gott in der Höhe



Und Friede den Menschen auf Erden

Weihnachten



Das größte Ereignis der Weltgeschichte.

Was die heidnischen Religionen Griechenlands und Roms nicht bieten konnten, das suchten die Gebildeten und Edelsten unter den Heiden durch die Philosophie zu erreichen. Sie sollte der Menschheit wahre Befriedigung bringen. Aber die Weltweisheit der Alten hatte den Hoffnungen nicht entsprochen, wenn auch die Lehrsysteme von Plato und Aristoteles einen gewissen Höhepunkt erreicht und auf das Christentum vorbereitet und hingewiesen haben. Die Alte Welt lag sichtlich im argen: schreckliches Elend war mit der größten Lasterhaftigkeit gepaart. Es lag deutlich vor Augen, daß kein menschliches System, keine irdische Weisheit die doppelte Rettung durch höhere Wahrheit einerseits und durch Entsündigung anderseits zu bringen vermochte.

Noch viel weniger als die Philosophie waren die Literatur und Kunst imstande gewesen, der Welt das ersehnte Glück zu verschaffen. Einerseits dienten diese nur dazu, die herrschende Unsitte und den Zerfall der Religion zu vermehren, anderseits ist in

manchen schönen Marmorstatuen, Grabdenkmälern und Dichtungen von Hellas oder Rom ein weh- und schwermütiger Zug nicht zu verkennen: das Seufzen, Klagen und Sehnen der unerlösten Kreatur.

Es hatten aber die Griechen und Römer auch noch andere Erfahrungen gemacht bzw. machen müssen. Lange hatte das heidnische Alterthum seine Befriedigung im staatlichen Leben gesucht, dem Staate eine fast alles verschlingende Bedeutung zugeschrieben. Aber die Vorsehung hatte die einst blühenden Republiken Griechenlands untergehen lassen. Sie hatte das römische Weltreich in seiner furchtbaren Gewaltherrschaft sich bis zum äußersten entwickeln lassen, so daß die Bürger und Untertanen es allmählich als drückendes Joch empfanden. So konnte, nachdem Staat und irdisches Vaterland sich als ungenügend erwiesen hatten, die Sehnsucht nach einem höheren Vaterlande erwachen. Das Heidentum hatte so seine Unzulänglichkeit und Verkehrtheit nach allen Richtungen hin geoffenbart und war dadurch gleichsam gezwungen worden, sich selbst aufzugeben, an sich selber zu verzweifeln. — So war die Welt negativ auf den Messias vorbereitet worden. —

Aber auch an einer positiven Vorbereitung hat es der heidnischen Menschheit nicht gefehlt: der durch die Kunst der Griechen gebildete Schönheitssinn hatte für das Verständniß der geistigen Schön-



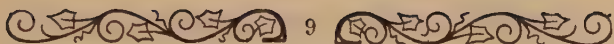
heit des Christentums vorbereitet; der geschärfte Rechtsinn der Römer hatte für die Hoheit der christlichen Moral und des christlichen Lebens empfänglich gemacht. Die Philosophie des herrlichen Plato (namentlich seine Lehre von Gott als dem Einen und Unsichtbaren, seine Schöpfungstheorie und Ethik) wirkte erzieherisch und vorbereitend auf Christus hin, welcher Mittelpunkt der Menschheitsgeschichte ist.

Die Geburt Christi ist das wichtigste Ereignis der Weltgeschichte. Der geistreiche Kulturhistoriker Houston Stewart Chamberlain schreibt in seinem berühmten Buche „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“: „Die Geburt Christi ist das wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit; keine Schlacht, kein Regierungsantritt, kein Naturphänomen besitzt eine solche Bedeutung, welche mit dem kurzen Erdenleben des Galiläers verglichen werden könnte. Eine fast zweitausendjährige Geschichte beweist das — es ist tief innerlich berechtigt, wenn wir jenes Jahr das Jahr ‚eins‘ nennen und wenn wir von ihm aus unsere Zeit berechnen. . . . Ja, in einem gewissen Sinne dürfen wir sagen, die eigentliche Geschichte beginne erst mit Christi Geburt.“ So schreibt ein moderner Freidenker, und er hat recht. — Wir lesen mit Staunen

von den Großthaten eines Alexander, Augustus, von den Siegen Karls des Großen, Napoleons, Moltes; wir vertiefen uns mit Bewunderung in die Philosophie eines Sokrates, Plato, Aristoteles, Cartesius und Kant. Aber Jesus von Nazareth hat mehr erobert als alle die gewaltigen Welteroberer; er hat tiefer und höher gedacht als alle Philosophen Griechenlands, Italiens und Deutschlands. Jesus Christus erscheint vollständig hinausgehoben über alle andern Größen auf dem Gebiete der Intelligenz wie des sittlichen Lebens. Er ist der höchste und idealste Übermensch; er ist ein Wunder in der geistigen und sittlichen Ordnung. Er ragt über alle andern Weltweisen, Religionsstifter, über die größten Männer aller Zeiten himmelhoch empor. Er ist unendlich erhaben über jeden einzelnen und über alle zusammen.

Man mag die Pyramiden Agyptens, die Ruinen der Akropolis in Athen und die des Kolosseums in Rom bewundern; man mag die Alhambra in Granada, den Kreml in Moskau, die Westminster-Abtei in London, das Kapitol in Washington und den Louvre in Paris besuchen und anstaunen: die Geburtsgrötte von Bethlehem und die Grabeskirche in Jerusalem bedeuten und besagen uns mehr als jene berühmten Stätten der Welt. —

Schon viele große Ereignisse, viele glänzende Entdeckungen und Erfindungen hat die Weltgeschichte zu



verzeichnen. Welch bedeutsames Ereignis war nur die Erfindung des Papiers und der Buchdruckerkunst! Welch gewaltige Heldentat war die Entdeckung Amerikas! Wie staunten und jubelten die so oft verzagten Leute des Kolumbus, als sie nach langer, wüster Fahrt ein Gestade erblickten! Wie mächtig und freudetrunken erscholl ihr Ruf: „Land, Land!“ Aber der zu Bethlehem geborene Weltheiland ist noch ein größerer Entdecker als Kolumbus: Er lehrt, daß jenseits der Todespforte, jenseits des alles mit sich fortreisenden Totenstroms, jenseits der irdischen Meere und Kontinente ein neues, wunderbares Fernland existiert, ein ewiges Leben, ein unermessliches Geisterreich sich aufthut.

Unsere ganze Zeitrechnung geht von der Geburt Christi aus. Eine bessere und sachgemäßere Einteilung gibt es nicht als die: „vor Christi Geburt“, „nach Christi Geburt“. Überall wird das Weihnachtsfest gefeiert. Überall kann man den strahlenden Christbaum sehen, selbst bei Juden und modernen Heiden. Die Welt steht immer noch im Zeichen Christi. Die Staaten, in welchen man nach den Lehren Christi lebt, gedeihen und blühen. Die Staaten, in welchen man Christum als Eckstein verworfen hat bzw. verwirft, bersten in ihren Eingeweiden, krachen und wanken in ihren Fundamenten.

Die Jahrtausende vor ihm waren eine Vorbereitung auf ihn, die Jahrtausende nach ihm sind ein wunderbarer Nachhall seiner einzigartigen Erscheinung. Auch das zwanzigste Jahrhundert steht unter dem Zauber, unter der Herrschaft des Wunderkinds von Bethlehem, wollend oder nicht wollend. Die Christusfreundlichen und die Christusfeindlichen Mächte ringen mit Aufbietung aller Kräfte um den Sieg. Der Geist Christi bewegt und erregt das Menschenmeer in seinen Tiefen noch nach Jahrtausenden wie kein Sturm den Ozean. In seinem Namen, in seinem Zeichen begegnen und kreuzen sich die Mächte des Lichtes und der Finsternis, des Himmels und der Hölle. Keiner hatte noch so viele und so warme Freunde, keiner noch so viele und so erbitterte Feinde als Christus. Jahrtausende vergehen; Christus bleibt bestehen. Namen verfliegen, Völker verrauschen, Staaten verschwinden; aber „Christus bleibt gestern und heute und in alle Ewigkeit“.





Die einzigartige Schönheit des Gotteskindes.

Sonst verkünden Kanonendonner und Glockenklang die Geburt eines königlichen Prinzen. In der heiligen Weihnacht hörte man nichts Derartiges. In der tiefen Stille und feierlichen Ruhe jener Nacht vernahmen nur einige schlichte Hirten ein wunderbares Lied aus der Höhe.

Wenn ein irdisches Königskind geboren worden ist, so verbreitet sich die Kunde hiervon wie ein Lauffeuer über Städte und Länder. Aber als der Sohn Gottes zur Welt kam, war dies das Geheimnis nur einzelner weniger. Ganz still und verborgen kam der Gottessohn zur Welt, um die Erde von Grund aus zu erneuern. Gottes Wege sind nicht der Menschen Wege, und Gottes Gedanken sind nicht der Menschen Gedanken.

„Ich verkünd’ euch eine große Freude“, sprach der Engel auf Bethlehems Fluren. Wer von uns hätte nicht seine Freude an einem Kinde? Was ist es doch Liebliches um ein Menschenkind ohne Arg und Falsch, um unschuldige Kindesaugen, um die

Sanftmut, Demut und das Lächeln eines solchen Kleinen! Wie muß erst das Gotteskind, das Kind der allerheiligsten Jungfrau schön und herrlich gewesen sein! So wollen wir uns denn voll Freude, wie die Hirten jener Morgenstunden des Christentums, zur Krippe hinandrängen und das wunderbar schöne Kind betrachten:

Ärmliche Windeln umhüllen die zarten Glieder dieses Kindes, und doch ist sein Kleid das Himmelsblau mit dem goldgestickten Gewebe der Sterne. Der Sohn Gottes ist in Knechtsgestalt erschienen, und doch ist sein Purpurmantel das leuchtende Morgenrot und das strahlende Abendrot.

Der Sohn Gottes hat die Himmel der Himmel verlassen und seine Wohnung auf dem kleinen Planeten Erde in einer dunklen Felsenhöhle aufgeschlagen, um der Menschheit seine übergroße Liebe zu zeigen und Einfachheit und Armut zu predigen. Er ließ sich auf Stroh in eine harte Krippe legen, um die Menschheit Abhärtung, Entsagung und Buße zu lehren. Der geistig und innerlich Reichste erscheint als der materiell und äußerlich Armste.

Schauen wir dem göttlichen Kind ins Auge! Raffael, der große Malerfürst, hat ihm große, schöne, geist- und seelenvolle Augen gemalt. Aber die Tiefe und Schönheit dieser Augen hat noch kein sterblicher Künstler wiederzugeben vermocht. In diesen Augen

lag etwas wie Sonnenglanz, leuchtete und funkelte die Majestät eines Gottes. Aus ihnen leuchtete und strahlte eine unbegrenzte, unerschöpfliche Weisheit und Liebe. Mancher hat schon gemeint, wenn er einem edlen Menschen ins Auge gesehen, er schaue in einen tiefen, klaren See: aber die Augen des Gotteskinds mußten sein wie geheimnisvolle Meerabgründe, in denen sich die Sterne seiner überirdischen Heimat, des ewig schönen Himmels, spiegelten.

Betrachten wir das göttliche Kind mit seinen kleinen Händchen, so müssen wir denken: es ist derselbe Gottessohn, der mit dem Vater und Heiligen Geiste am Schöpfungsmorgen die feurigen Weltkugeln in die Himmelsräume hinausrollen ließ.

Die Hände dieses Kindes streuen dir Blumen auf den Weg, flechten dir Cyänen und Rosen, die Blumen des Glaubens und der Liebe, ins dornenvolle Leben hinein.

Das unscheinbare Kind mit seinen kleinen Händchen hat, wie noch kein Kind von sterblichen Eltern, Wunderwerke göttlicher Allmacht und Heldentaten himmlischer Liebe vollbracht. —

Beugen wir die Knie vor diesem Wunderkinde des Himmels; denn es ist so unermesslich und einzig groß als Gott und so herzlich lieb und demütig klein als Menschenkind.



Christliche Renaissance.

Alle feiern das Weihnachtsfest in der Alten wie Neuen Welt. Wer zündet nicht seinen Christbaum an?! Wer beschenkt nicht seine Mitmenschen?! Freilich ist das äußerliche Festen bei vielen, sehr vielen zur Hauptsache und die tiefe innere Bedeutung des Tages, der religiöse Kern- und Grundgedanke des Festes zur Nebensache geworden. Die christlichen Feste verlieren ohnehin immer mehr ihren religiösen Charakter, werden von vielen nur noch als Gelegenheiten zu frohen Gelagen, zu Vergnügungen und Festivitäten aller Art benutzt. „Ist es nicht beinahe so weit, daß sich unser Volk ohne Alkohol überhaupt keine Freude und keinen Freudentag mehr denken kann, daß seine Freudenfeste im Rausch kulminieren?“ so fragt einer unserer besten Volkskenner und glänzendsten Schriftsteller.

Unsere ganze moderne Kultur ist schon stark veräußerlicht und verweltlicht. Der Zeitgeist strebt dahin, Familie und Schule, das Leben in Gemeinde und Staat immer mehr des religiösen und christlichen Charakters zu entkleiden. So kommt's denn, daß

allmählich auch die schönsten und höchsten Feste des Jahres immer mehr ihren eigentlichen Zauber, ihre höhere, heilige Weihe verlieren. Feiert der Fromme, der echte Christuszünger nicht ganz anders innig und wonnig in seinem Herzen und in seiner Kirche Weihnachten als das in leeren äußeren Dingen aufgehende Weltkind?! Merkt man denn nicht, daß, je mehr die Religion, das lebendige Christentum ausgeschaltet wird, das Leben sich desto hohler, leerer, kälter und trüber gestaltet? Wenn man an Stelle der frohen Botschaft vom fleischgewordenen Worte ein weltliches Evangelium setzt, so ist Versinnlichung, Verrohung, schrankenloser Egoismus, Trübsinn und Pessimismus die unausbleibliche Folge davon. Wenn alle Christen die religiöse Bedeutung der christlichen Feste recht erfassen und in ihrer Tiefe beherzigen würden, wie viel glücklicher wären die Menschen, wie viel Frieden und Freuden könnten sie daraus schöpfen!

Innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft kämpfen die einzelnen Klassen und auf der großen Weltbühne die einzelnen Rassen um ihre Rechte. Also Kampf und Krieg im Kleinen wie im Großen! Da ist es gut, wenn das Weihnachtsfest als Friedensfest zum Frieden mahnt: zur wahren Brüderlichkeit und zur warmen Nächstenliebe. Ach die Menschen sind noch immer der Menschen größte Hasser, größte Feinde, und doch ist der Friedensfürst schon vor mehr als 1900 Jahren

herniedergestiegen, um den Menschen den Frieden zu verkünden: „Frieden den Menschen auf Erden!“

Unsere Zeit krankt an der Überwucherung der äußeren Kultur und an Verarmung (Unterschätzung) der inneren Seelenkultur. Die technische Kultur lenkt im Unterschied von der seelischen Kultur des Mittelalters des Menschen Dichten und Trachten mehr auf das Nebensächliche, entfremdet die Menschen gegenseitig, raubt die innere Sammlung. Ohne Religion werden die vielen Errungenschaften der modernen Zivilisation nur zu leicht zur Veräußerlichung und Verrohung führen und dem materiellen Raffinement und der sittlichen Entartung dienen. Christi Geburt predigt uns immer wieder aufs neue mit Engelzungen und Hirtenstalmeien, daß eine christliche Wiedergeburt unserer Zeit dringend nottut, um aus der allgemeinen Verwirrung herauszukommen, um in die kalte egoistische Welt wieder mehr Liebe und Frieden hineinzubringen. Bei all der glänzenden äußeren Kultur ist die moderne Menschheit ja doch liebearm und freudenarm. An Stelle des überall in Literatur und Kunst, Schule und Leben hervortretenden Neuheidentums muß eine christliche Renaissance treten, auf daß dann die materiellen und technischen Errungenschaften unserer neuen Zeit in ihrem wahren Werte erkannt und verwendet werden,

nicht daß, während man in Blitzzügen die Erde durch-
fliegt und in Luftschiffen den irdischen Himmel durch-
fliegt, man den alten großen Gott und den unsichtbaren
ewigen Himmel immer mehr aus den Augen verliert.

Unsere Zeit krankt an intellektueller Überernährung
und an religiöser Unterernährung. Die moderne
Methode der Volksbildung geht dahin, das Kind
immer ärmer an Gemüt, ärmer an Religion zu
machen und dafür einseitig an Wissen und Können
zu bereichern. Man verrennt sich so in Sandwüsten,
wo keine Blumen mehr blühen. Man klagt jetzt
schon über altfluge Kinder, über zunehmende Un-
zufriedenheit, Roheit und Genußsucht der Jugend.
Je mehr aber die Schulen dem Geiste und der Reli-
gion Christi entzogen und entfremdet werden, desto
gründlicher und sicherer werden die kindliche Naivität,
sonnenhafte Fröhlichkeit und Heiterkeit aus den Herzen
der Jugend und des Volkes schwinden. Das Gottes-
kind, der Jesusknabe ist und bleibt das
höchste und schönste Ideal der Kindheit für
Haus und Schule, für Erziehung und Unterricht.
Je mehr man dieses Ideal aus Schule und Haus
verdrängt, je mehr man es in den Hintergrund drängt,
um so schlimmer werden die Kinder werden, um so
weiter werden sie sich von dem Ideal entfernen.

Man klagt fälschlich Christum und die Kirche als
reaktionäre Macht an. Aber reaktionäre Mächte

sind, wie der berühmte Pädagoge Foerster sagt, im Grunde gerade diejenigen Bestrebungen, welche in ihren Konsequenzen einen Rückschritt der Herzens- und Willensbildung zugunsten bloßer Fortschritte des Wissens und Könnens mit sich bringen. In der Winterkälte der Entchristlichung des Schul- und Volkslebens erstirbt immer mehr der warme Glaube, die Freude und Liebe. Was ist es aber um eine Familie, um ein Volk, wenn zwar am Weihnachtsfest hundert Kerzen an dem Christbaum brennen, in den Herzen aber die Kerzen und Lichter des lebendigen Glaubens und der christlichen Liebe immer mehr erlöschen?! — Der irreligiöse, unchristliche Zeitgeist hat wahrlich genug Giftblüten schon hervorgebracht: Verstimmung, Schwächung und Zerstörung des Nervensystems, Lebensübermut und Lebensmüdigkeit, sittliche Entartung und Verwilderung, Fatalismus, Pessimismus und Selbstmord, geistigen und leiblichen Ruin.

Damit diese unheilvolle Zerstörung der leiblichen und geistigen Kräfte des Volkes nicht weiter greife, rufen wir am Geburtsfest Christi der Menschheit zu: Wieder mehr zurück zum lebendigen Glauben, zur Krippe von Bethlehem, zur Demut und Herzens-einfalt, zu den edlen, reinen Freuden der christlichen Sonn- und Festtage; wieder mehr zurück zur Religion, zur Kirche, zu Christus! *Omnia instaurare in Christo!*



Raffael und das Jesuzkind.

Raffael, der Malerfürst, hat etwa fünfzig Gemälde von der Madonna mit dem göttlichen Kinde entworfen: eines schöner als das andere, eines herrlicher und farbenreicher als das andere. Aber sie alle zusammen erschöpfen nicht die Schönheit und Reinheit der Madonna, nicht die Schönheit und Göttlichkeit des Wunderkindes. Diese Darstellung der Allerreinsten und des Allerhöchsten war mit Recht das Hauptthema seines Lebens und Schaffens, der goldene Faden, der durch seine kurze und eigenartige Künstlerlaufbahn sich hinzieht. Konnte es auch ein erhabeneres und idealeres Sujet für den genialsten aller Künstler geben?

Diese Augen der Raffaelschen Madonna, welche bald in jungfräulicher Züchtigkeit gesenkt sind, bald wie in Vision sich in himmlische Welten verlieren, wie sprechen sie uns so selig und geheimnisvoll an! Die ganze Erscheinung der Madonna, wie Raffael sie malt, bald als reinste Jungfrau, bald als liebliche Mutter, bald als verklärte Heilige, bald als erhabene,

in den Wolken schwebende Himmelkönigin, bezaubert und entzückt uns.

Das Jesuskind als Menschenkind zu malen, mochte nicht so schwer sein, aber es als Gotteskind mit irdischem Pinsel auf vergängliche Leinwand zu zaubern, das war und ist eine Aufgabe, wie sie nur Raffael einigermaßen befriedigend lösen konnte. Er stellt uns das Jesuskind dar bald als Kind in unbefangenen Spiel, als Menschenkind, wie es nach der Mutter verlangt, bald als Gottessohn, auf dessen Antlitz das Bewußtsein göttlicher Hoheit dämmert, aus dessen Augen überirdische Weisheit und himmlische Liebe leuchtet, um dessen Mund bei kindlichem Lächeln doch auch ein Hauch heiligen Ernstes schwebt. Dieses Kind, in dem die schönste Seele im schönsten Leibe wohnte, in dem sich die Gottheit mit der Menschheit wunderbar vermischte und verband, das mußte der Liebling eines Raffael sein; das war und ist der Liebling aller Schönheitstrunkenen Seelen aller Zeiten.

Es war und ist der Liebling aller tiefen und ernstesten Denker und Geister, war und ist seit Jahrhunderten der Liebling von Millionen und Millionen. Es sollte der Liebling der ganzen Welt sein für Zeit und Ewigkeit.

Der Malerfürst Raffael hat mit und in der körperlichen Schönheit auch die Seelenschön-

heit gemalt. Das Jesuskind Raffaels trägt neben den natürlichen menschlichen Zügen auch die übernatürlichen göttlichen Züge. Die Schönheit allein ist's nicht, welche er an Christo zeichnet und malt, sondern er läßt im Antlitz Jesu, soweit es mit Pinsel und Farben geschehen kann, auch die Gottheit aufleuchten, die überirdische Majestät durchschimmern. Freilich liegt im Gotteskind eine so unergründliche Tiefe und so unergründliche Hoheit, daß sie der genialste Künstler nicht wiedergeben und der tiefste Denker nie ganz ergründen kann.

Das Raffaelsche Christusbild ist nicht verzeichnet wie das eines Renan oder Strauß, wie das eines Frenssen oder Rosegger. Ach, so viele Schriftsteller, Dichter und Künstler haben dem Jesuskind den göttlichen Nimbus, den himmlischen Strahlenmantel herunterzureißen versucht! Ach, diese kurzsichtigen Menschen!

Das Kind lächelte nicht bloß seiner Mutter, sondern allen Menschen zu. Aber wie hat die kalte Welt dieses freundlich lächelnde Himmelskind empfangen und aufgenommen? Kaum war es geboren, so hatte es schon seine grim-migen Feinde und Neider. Wohl hat der Malerfürst das göttliche Kind meistens in eine paradiesische Land-schaft hineingestellt, auf Blumen gebettet, unter liebe, heilige Menschen hineingestellt, mit holden Engeln

umgeben. Aber ach, die rauhe Wirklichkeit war anders: ein armer Stall, eine harte Krippe, Herodes und die Pharisäer!! — Mehr kalte, unfreundliche, undankbare und böse Menschen wandelten um dieses Himmelskind als warmherzige, liebevolle, dankbare und gute Seelen. — In sinniger Weise läßt Raffael auf einigen Gemälden den kleinen, schönen Johannesknaben mit einem Kreuze vor das Jesuskind treten. O, das Kreuz mit seinem blutigen Ernste sollte schon auf das Kindesparadies Jesu Christi, auf seinen goldenen Lebensmorgen trübe Schatten werfen!

Feinsinnig hat Bischof Dr Paul Wilhelm v. Keppeler in seinem schönen Buche „Aus Kunst und Leben“ über das Raffaelsche Bild der heiligen Familie aus dem Hause Canigiani geschrieben: „So geht aus dem kleinen Mund des Kindes ein elektrischer Funke aus, der durch die Gestalten und Seelen aller Anwesenden zieht und zuckt“, der „den kleinen Johannes in sprachloses Erstaunen versetzt“, „Maria in tiefe Kontemplation versenkt“ und „Elisabeth zu staunender Mitteilung an Joseph nötigt“. Von diesem Wunderkinde gehen immer noch elektrische Funken und elektrische Ströme aus, welche die Welt bewegen, die Menschheit durchleuchten und erwärmen, welche die einen mächtig anziehen und die andern mächtig abstoßen: Kraftströme der Wahrheit, Lichtströme der Gnade. — Der Dichter

Schiller hat einmal geschrieben: „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun.“ Seitdem Christus, der Gottkönig, sein Reich auf Erden aufgeschlagen und seine Königsburg, die Kirche, gegründet hat, sind ganze Wagenladungen von Büchern für und gegen diesen Gottkönig geschrieben worden. Dieses Gotteskind hat einen Feuerbrand in die Welt geschleudert: den Feuerbrand einer neuen (den Alten unbekannten) Weltanschauung, der die ganze Erde in ein neues helles Licht gerückt hat. Christus hat selbst von sich gesagt, daß er Feuer vom Himmel gebracht habe, und daß er nichts anderes wolle, als daß es brenne. Dieses Himmelsfeuer, das aus den großen schönen Augen des Messias leuchtete und aus seinem heiligen Munde sprühte und fortgepflanzt wird durch den Mund der Apostel und der Kirche, begeistert die Künstler, beseligt die Frommen und reißt die Heiligen bis zur Vision und Ekstase hin. Aber den Bösen und Ungläubigen läßt dieses Himmelsfeuer, das wie ein ewiges Licht in den Kirchen weiterbrennt, keine Ruhe. Sie möchten es mit allen möglichen Mitteln ersticken und auslöschen. Aber dieses Himmelsfeuer mit seiner Wahrheit und göttlichen Energie ist unauslöschbar und unaustilgbar. Man mag es vorübergehend in einzelnen Gotteshäusern und Schulen, auch ganzen Ländern aus-

Löschen, es wird doch weiterbrennen und weiterleuchten. Den Bösen und Ungläubigen, den Friedlosen und Freudlosen mag es und kann es zum Hölle Feuer werden, das ihnen und ihrem Gewissen keine Ruhe läßt für Zeit und Ewigkeit; den Gläubigen und Frommen wird es zum beseligenden Lichtreich, das ihren Geist erleuchtet und ihr Herz erwärmt. Gloria in excelsis Deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis!





Die falschen Götter und der wahre Gott.

Jakob Burckhardt, der berühmte Kunstkritiker, charakterisierte einmal in einer akademischen Vorlesung bei Erklärung der Statue des Hermes, den die Griechen als Gott des Windes und als Seelenführer (Psychopompos) verehrten, die Götter Griechenlands also, indem er auf den schmerzvoll melancholischen Ausdruck der Götterstatue hinwies: „Ist es nicht, als ob das Bild zu sprechen begänne und zu uns sagte: „Ihr wundert euch, daß ich so traurig bin, ich, einer der seligen Olympier, die in ewiger Heiterkeit und unvergänglicher Lebenslust genießen und schauen. Wir hatten alles: Glanz himmlischer Götterschönheit, ewige Jugend, unzerstörbaren Frohsinn; aber wir waren nicht glücklich; denn wir waren nicht gut. Wir konnten nicht gut sein, weil wir nur ästhetische Ideale und keine ethischen Potenzen waren. Schaut Antigone, die edelste Tochter und Schwester; sie ging jämmerlich zugrunde, weil sie an uns glaubte und unsere Gebote heilig hielt. Schaut die trostlose Niobe! Wir haben ihre schuldlosen Kinder erschlagen;

nur um der stolzen Mutter unsagbar wehtun zu können. So ist unser Handeln allezeit gewesen. Wir haben nur um uns selbst willen gelebt und allen andern Schmerz bereitet. Wir waren nicht gut, und darum mußten wir untergehen.“

Unser Christengott erschien als armes demütiges Kind in einem weltverlorenen Winkel; aber dieses Gotteskind lächelt zufrieden und glücklich bei all seiner Armut und Entsagung. Es ist nicht bloß ein ästhetisches Ideal, durch wunderbare Körper- und Seelenschönheit ausgezeichnet, sondern auch eine ethische Potenz, eine religiös-sittliche Macht und Hoheit ersten Ranges. Dieser Messias lebte nicht für sich, wie die heidnischen Olympier. Er verließ nur deshalb seine himmlische Herrlichkeit, sein in der allerheiligsten Dreifaltigkeit übergelückliches Leben, und kam auf die Erde nur deshalb, um den Menschen ihre Sünden und Leiden zu nehmen, um ihnen Frieden und Freuden zu bringen.

Was tut nun aber die Menschheit, um derentwillen Christus Mensch geworden ist, litt und starb? Was tut sie vielfach? Sie leugnet seine Gottheit und erklärt ihm den Krieg. In Frankreich, von wo die Mode und die Revolution kommt, ist auch der Unglaube und der Christushaß ausgegangen. Die Blut- männer der französischen Revolution haben Gott von

den Altären gestoßen und darauf eine frivole Dirne gesetzt. Der Franzose Renan mit seinem prickelnd geschriebenen Christusroman und der deutsche Gottesleugner D. Fr. Strauß mit seinem „Leben Jesu“ haben in weiten Kreisen den Glauben erschüttert. Wie viele haben seit Renan und Strauß bis heute die Gottheit Christi zu leugnen versucht!

Das ist der erste große Frevel in unserer neuen Zeit: diese Entgöttlichung Christi, diese Herabwürdigung (Degradation) des Gottessohnes zum bloßen Menschen. — Wie mag man so blind und blöde die Gottheit Christi leugnen, obgleich bei seiner Geburt und seinem Tode außerordentliche Zeichen am Himmel geschahen, und obgleich sein Leben, Leiden und Sterben eine so bewundernswerte sittliche Reinheit und Heiligkeit offenbart, daß es vom rein menschlichen Standpunkt aus einfach unerklärlich ist.

Die alten heidnischen Magier glaubten, als sie vor der Geburt Christi am Himmel, in der Sternenwelt, etwas Außerordentliches vor sich gehen sahen (eine Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn im Zeichen der Fische, worauf der Astronom Kepler hingewiesen hat); viele der modernen Christen glauben nicht, trotz aller Himmelszeichen und Wunder im Evangelium, und sind zu Heiden geworden, die schlimmer sind als die alten Heiden. —

Gott setzt man ab und sich selbst setzt man auf Gottes Thron. Papst Pius X. bezeichnete schon in seiner ersten Enzyklika als „ungeheuerlichen und verabscheuungswürdigen Frevel unserer Zeit“ die „Selbsterhebung des Menschen als Gott“. Diese Selbstvergötterung ist der zweite große Frevel unserer Zeit. Der Philosoph Nietzsche zeichnet gelegentlich einmal das lächerliche Bild der sich selbst überhebenden Menschen und damit unbewußt sein eigenes Konterfei. Er schreibt in seinem Nachlasse: „In irgend einem abgelegenen Winkel des in zahllosen Sonnensystemen flimmernd ausgegossenen Weltalls gab es einmal ein Gestirn, auf dem kluge Tiere das Erkennen erfanden. Es war die hochmütigste und verlogenste Minute der Weltgeschichte. — Nach wenigen Atemzügen der Natur erstarrte das Gestirn, und die klugen Tiere mußten sterben.“ Dann fährt Nietzsche fort: „Wie kläglich, wie schattenhaft und flüchtig, wie zwecklos und beliebig sich der menschliche Intellekt innerhalb der Natur ausnimmt.“ „Es gab Ewigkeiten, in denen er nicht war; wenn es wieder mit ihm vorbei ist, wird sich nichts begeben haben.“ Und doch gebärde sich der Besitzer des menschlichen Intellekts, „als ob die Angeln der Welt sich in ihm drehen“. „Könnten wir uns aber mit der Mücke verständigen, so würden wir vernehmen, daß auch sie mit diesem Pathos durch die

Luft schwimmt und in sich das fliegende Centrum dieser Welt fühlt.“ In der That, ohne eine Beziehung zu Gott und zur Ewigkeit wäre die Erde, wie der ungläubige und tief unglückliche Nießsche andeutet, nichts als ein vorüberfliegendes Gestirn, das nach wenigen Atemzügen der Natur erstarbt. Ohne Beziehung zu Gott und zur Ewigkeit wären die Menschen nichts anderes als kluge Tiere, die bald sterben müssen.

Wozu erhebt sich denn aber der Mensch so frech, und will sich zu Gott machen, wenn er doch nichts weiter ist nach einem Vertreter dieser ungläubigen Philosophie als eine mit Pathos durch die Luft summende Fleischmücke?! —

Das in der Weihnacht herabgekommene Gotteskind hat dem Planeten Erde und dem darauf wohnenden Menschen erst seinen besondern Wert und Ewigkeitsstempel aufgedrückt. Es hat den Stern, auf dem der Fluch der Sünde ruhte, wieder entfühnt, geweiht und geheiligt. Jesus Christus ist der große Seelenführer (Ψυχopompos), der die Seelen aus dem Diesseits ins Jenseits, aus der unvollkommenen Erde durch die diamantene Brücke der Kirche ins wundervolle Paradies der ewigen Jugend und Schönheit geleitet. — Der Mensch, welcher Jesu Christo, diesem himmlischen Seelenführer, nicht folgt, der in stolzer

Autonomie (Selbstherrlichkeit) seine eigenen Wege geht oder gar sich selbst zu Gott machen will, der wird jene schmerzlich melancholischen Züge bekommen wie jene Götterstatue des Hermes; ein solcher wird am Ende seines Lebens bekennen müssen: Ich sah eine herrliche äußere Kultur, nahm teil an den glänzendsten Fortschritten der Technik und Industrie, an allen möglichen Verfeinerungen der Sinne und Lebensmittel — und doch war ich nicht glücklich, weil ich nicht sittlich gut war, weil ich den frommen Christenglauben über Bord geworfen habe. Ja, es kann ihm, der das ewige Licht verwirft, gehen wie Niezsche, daß er in geistiger Umnachtung stirbt oder daß ihn ewige Nacht umfängt.





Das Christkind und der Neid der Welt.

Kinder, Blumen und Sterne gehören zum Schönsten, was man auf Erden sehen kann. Besonders willkommen sind uns die Blumen im kalten, öden, düstern Winter. Die schönste Blume ist uns aufgeblüht in der Winternacht des 25. Dezember aus der Wurzel Jesse (Isais).

Wie unheimlich ist eine stockfinstere Nacht! Wie heimisch und traut wird aber die Nacht, wenn freundliche Sterne am nächtlichen Himmel winken und blinken! Dann fällt ein Ewigkeitsschimmer von diesen flimmern- den Sternestraßen und Sternenhaufen auf das Dunkel der Erde. Der helleuchtendste Stern, der seinen Schein schon Jahrtausende durch die Nebel der Vorzeit und des Altertums vorausgeworfen und der sein Licht auf Jahrtausende und Jahrmillionen in die Zukunft ergießt, ist der Stern aus Jakob!

Wie lieblich ist ein kleines, demütiges und sanftmütiges Kind mit seinen treuherzigen Augen, seinem unschuldigen Gesichtchen! Das schönste und lieblichste Kind aber ist das Wunderkind aus Bethlehem, aus

dessen Augen die Unschuld selbst, ein ganzer Himmel voll Seligkeit der Welt entgegenlachte.

Doch die Welt liebt das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. Kaum ist das Himmelskind geboren, so lechzt schon die Erde nach seinem Blute. Ein verblendeter Fürst sieht in diesem neugeborenen Königskinde seinen Rivalen und brütet Mordpläne aus. Kaum ist der Friedensfürst geboren in der Felsengrotte zu Bethlehem, kaum haben die Hirten ihn freudig begrüßt und ihm einige Gelehrte des Morgenlandes gehuldigt, da schleicht auch schon der finstere Haß und Neid gespenstisch heran. Je mehr der Messias durch Predigen der Wahrheit, durch Eifern wider die Sünde, durch Liebeswerke und Wundertaten in der Folgezeit seine himmlische Größe und Hoheit offenbart, umsomehr wächst auch in den Pharisäern der Neid und Haß. Er hat ihn verfolgt bis zum Grabe und verfolgt ihn noch jetzt.

Der gelbe, blasse Neid ist's, der jetzt die Stiftung Christi, seine heilige Kirche, verfolgt. Man will ihr nicht gleiche Luft und gleiches Licht im Staate gönnen. Die Kirche sollte nirgends eine Macht oder Rolle spielen: weder im Parlament noch im öffentlichen Leben, weder auf den Hochschulen noch in den Volksschulen, weder im Staat noch in den Gemeinden. Man mißgönnt ihr jeden Platz an der Sonne. Ja, wenn die Kirche wie in Frankreich in das letzte bescheidenste

Plätzlein, in einen dunklen Winkel zurückgedrängt ist, dann will man das Stiefkind von heute noch dulden, aber nur ungern. Ja, man gibt dem Stiefkinde, obgleich es lieb und schön ist, Schläge, wo man kann. Man freut sich, wenn irgendwo (z. B. in Spanien) ein Revolutionär herrliche Kathedralen, Klöster, Kinder- und Greisenasyle der Kirche zerstört oder niedergebrannt hat. Man lobt und preist diejenigen Menschen, Bücher und Zeitschriften, welche die Kirche und ihre Priester anfeinden und verleumden. Man sät schon in die Kinderherzen das Drachengift und mißbraucht die schöne Erziehungskunst zur Weckung des Hasses anstatt zur Pflege von Toleranz und Liebe. Am liebsten möchte die böse Welt, wie der Wolf in der Sage das Rotkäppchen, die Kirche samt ihren Priestern verschlingen und auffressen.

Warum verfolgten Herodes und die Pharisäer den Gottessohn, obgleich auf den Wegen, die er betrat, nur himmlischer Segen und göttliche Saat aufblühte? Der an der Oberfläche liegende Grund war zunächst der blasse Neid, der tiefer liegende Grund ist das *mysterium iniquitatis*, das Geheimnis der Bosheit, d. h. Teufelswerk, Höllearbeit.

Warum verfolgen immer noch die Atheisten aller Art (Freimaurer, Freidenker, Sozialisten, Anarchisten, Anhänger des Monistenbundes) und andere die Kirche, d. h. den in der Kirche fortlebenden Christus?

Was tut denn die Kirche diesen Menschen zuleide? Man hält sie für eine „reaktionäre, finstere Macht“, obgleich sie eine Licht- und Kulturspenderin ersten Ranges ist. Sie hat durch ihre Pioniere, die „faulen Mönche“, die früheren Sümpfe und Urwälder Deutschlands urbar, bewohnbar gemacht, die wilden Barbaren erzogen und kultiviert. Sie hat die wilden Stämme zum erstenmal Viehzucht und Ackerbau treiben gelehrt, sie hat sie in den Handwerken, im Gartenbau und in den verschiedensten Künsten unterrichtet. Sie hat die schönen Kirchen und prachtvollen Dome gebaut. Zahllose Künstler haben in ihrem Dienste die Menschheit mit unsterblichen Meisterwerken der Kunst erfreut und entzückt. Man möchte die Kirche als Feindin der Arbeiter hinstellen, obgleich sie die sozialen Gesetze in Deutschland hat gründen und schaffen geholfen, obgleich sie eine Masse von Kranken-, Armenhäusern und Wohltätigkeitsanstalten aller Art gebaut und erhalten hat. Die Diener der Kirche gehen in die verlassensten Hütten der Armen, zu den mit ekelhaften oder ansteckenden Krankheiten Beladenen.

Man hält die Kirche für eine Volksverdummungsanstalt, weil sie die Leute nach den sauren Arbeitswochen mit ihren Sonntags- und Festtagsglocken zur Kirche ruft, weil sie die müden Erdenpilger mit ihren heiligen Sakramenten stärkt und erquickt, weil sie dann, wenn ein Menschenherz unter körperlichen oder seelischen

Wehen zusammenbrechen will oder die schwarze Nacht des Todes naht, nach oben, nach den Wohnungen der Seligen weist.

Christus hat (wie kein Philosoph je) der Menschheit neue Lichter aufgesteckt, neue große Aufgaben und Ziele gewiesen, den geistigen und sittlichen Horizont der Erde ins Unendliche ausgedehnt, hat die wahre Geistes- und Willensfreiheit gelehrt und gebracht. Aber deshalb schreien und jammern doch Voltaire, Zola, Haefel und mit ihnen viele tausend kleine Geister und Schreier, daß Christus und die Kirche die Freiheit hemme und lähme. Die Moral Christi und der Kirche ist die reinste, beste und erhabenste. Trotzdem will man sie zum alten Eisen werfen. Nietzsche hat ihr den Krieg bis aufs Messer erklärt. „Fort“, ruft er, „mit der weichlichen Empfindsamkeit, der lähmenden und entnervenden Moral des Mitleides, der Entsagung, Gerechtigkeit, Sanftmut, Nächstenliebe, zurück zur ehernen, autonomen Willensmoral des Herrenmenschen, der über all das niedrige Gestrüpp, die Kleinen, Schwachen, Kranken zu seinen Füßen mit mächtigen Schritten zermalmend dahinschreitet!“ Freilich, derselbe Nietzsche, der soeben stolz von dem „Übermenschen“ als seinem Ideal der Zukunft geträumt und der als Zarathustra „Sprünge und Seitensprünge“ liebt, klagt gleich darauf von Schmerz und

Stel ergriffen: „Ach, der Mensch kehrt ewig wieder! Der kleine Mensch kehrt ewig wieder! Allzuklein auch der Größte!“

Wir sagen auch mit Nießsche, wenn auch in einem andern Sinne: Ach, der Mensch kehrt ewig wieder, der kleine Mensch mit seinem Neide, seiner Borniiertheit, seinem blinden Hass! Wie oft hat sich der Typus des blutdürstigen Herodes in der Weltgeschichte wiederholt von Nero und Domitian bis zu der Königin Elisabeth von England, Voltaire, Danton, Marat, Robespierre und Ferrer!

Wie oft hat sich der Typus der Pharisäer, die Christum aus purem Neid verfolgten und tödlich haßten, in der Geschichte wiederholt bis zu den modernen Vertretern des „Evangelischen Bundes“, welche der Haß und Neid gegen Rom völlig blind gemacht hat, so daß sie die schweren Gefahren und Abgründe, die von anderer Seite dem Staate und der christlichen Religion drohen, gar nicht mehr sehen und fürchten! Ach ja, der kleine Mensch mit seinem Neide und Hass kehrt ewig wieder. Allzuklein auch der Größte unter ihnen! —

Einzig groß und ewig groß ist und bleibt der Gottmensch Jesus Christus. Gegen seine Titanengröße und die von ihm gegründete Kirche, diesen Felsen aus Erz, werden die allzukleinen Menschenkinder und Kirchenfeinde vergeblich anstürmen.



Das kleine Kind, der große Gott.

O kleines Kind! O großer Gott! Engel haben dir das Geburtslied gesungen. Mit Recht, denn du bist auch ein einzigartiges Kind. Wir wollen deine Schönheit und Liebe, deine Kleinheit und Größe, deine Armut und deinen Reichtum etwas betrachten.

Deine Augen sind schöner als die irdischen Leuchten des Tages und der Nacht; denn es spiegeln sich in ihnen die Sterne deiner ewigen Heimat, denn es liegt in ihnen der Zauber himmlischer Seligkeit. Es funkelt und leuchtet aus ihnen die Majestät eines Gottes. Deine Augen sind tief und geheimnisvoll; denn es spricht aus ihnen die unergründliche, unerschöpfliche Weisheit und Liebe eines Gottes.

Deine Liebe und Güte hat die größten Sünder umgestimmt. Dein Seelenadel und deine himmlische Liebenswürdigkeit hat eitle Weltkinder wie fromme Seelen bezaubert und trunken gemacht.

O du liebes Jesuskind! Du erscheinst so arm und bist doch so reich! Dürstige Windeln, elendes

Stroh und eine harte Krippe sind bei deiner Geburt dein ganzer Hausrat auf Erden, und doch sind die goldenen Sterne dein göttlicher Strahlenmantel und der Himmel dein königliches, herrliches Revier. Du armes und doch so reiches Kind hast uns gezeigt, daß bei und neben der bittersten Armut das größte Herzensglück, der süßeste Seelenfrieden und der glänzendste Reichtum des Geistes wohnen kann. Du hast Arme und Bettler so reich gemacht, daß sie sich glücklicher und seliger als Fürsten und Könige fühlten. Du hast einen Franziskus von Assisi und einen Benedikt Labre dazu begeistert, die Armut als ihre Braut zu erwählen. Du hast diese und so viele andere mit heiligem Kinderfinn und heiliger Kinderfreude erfüllt.

Wenn wir die Weltgeschichte und Kulturgeschichte überschauen, so müssen wir ausrufen: Welch nachhaltige Wirkung hat Christi Geburt ausgeübt! Wie mächtig durchzittert sein Einfluß alle Jahrhunderte immer noch, selbst noch nach Jahrtausenden Liebe und Haß in mächtigen Flammen hervorruhend! Ein bloßes Menschenkind hätte nie solche Wirkung, nie solchen Effekt haben können. Darum sehen wir in diesem kleinen Kindelein von Bethlehem Gottes Kind. Wir sehen in seiner menschlichen Kleinheit, seinem einzigartigen Leben und Sterben und in dessen Riesenerfolge die wunderbare göttliche Größe. Wir rufen aus: O kleines Kind! O großer Gott!

Die Liebe zu den Menschen hat diesen Sohn Gottes vom Himmel zur Erde herabsteigen lassen: so tief herab bis in eine Felsenhöhle, in eine Krippe, ans Kreuz. Wir wünschen sehnlichst, daß diese himmlische Liebe und Güte die kalte, lieblose und streitlustige Welt immer mehr durchdringen und erwärmen möchte. Wie viele führen das Evangelium stolz im Munde und zeigen so wenig oder gar keine evangelische (christliche) Liebe! Der Haß oder Kampf gegen die Mitchristen ist nicht im Sinne des Friedensfürsten. Der Katholikenhaß ist nicht im Sinne des Kindes von Bethlehem, er wird Deutschland keinen Segen bringen. Wie Brüder- und Geschwisterhaß an einer Familie, so nagt und zehrt er an Deutschlands Mark und Einigkeit. Es wäre jedenfalls nur im Sinne des göttlichen Kindes gehandelt, wenn die Protestanten und Katholiken als ein einzig Volk von Brüdern sich lieben und gemeinsam für die Ideale von Thron und Altar eintreten würden!





Die Weihnachtsfeier des hl. Franz von Assisi.

Der Geist des hl. Franz von Assisi lebte und bewegte sich gleichsam beständig in dem lieblichen Idyll von Bethlehem. Mit Vorliebe und freudigster Begeisterung feierte er das Weihnachtsfest. Er verstand es wie kein zweiter, den einfachen Leuten, den Hirten und Bauern, den Erlöser in greifbare Nähe zu bringen. So sammelte er einmal im Tale von Graccia die Leute in einem Stalle bei der Krippe: alle knieten nieder; er las das betreffende Evangelium des Lukas vor, predigte die Geburt des Herrn und versetzte seine Zuhörer so in Ekstase, daß sie glaubten, das Kind in der Krippe liegen und sich bewegen zu sehen. — An der Krippe von Bethlehem ist dieser wunderbare Heilige aufgeblüht: dieser echte Christuszünger mit seiner höchsten Einfachheit und größten Selbstbeherrschung, mit seinem Erdenlachen und Himmelschauen, mit seiner naiven Kindeseinfalt und mystischen Geistes-tiefe. Dieser gottbegnadete Mann hatte sich so ganz hineinversetzt in den Stall von Bethlehem, sich so recht vertieft in die Armut und Liebe des Gottmenschen,

ihn ganz und voll erlebt, so daß er in seinem armen Erdenwallen dem armen Kinde am nächsten kam und sich in seiner Armut glücklicher fühlte als Fürsten und Könige in ihrem Glanze. Er machte so geringe Ansprüche an die Welt, daß ihm ein Sack als Kleid, ein Brötchen als Arbeitslohn, die Erde als Tisch, Stuhl und Bett genügte. In dieser Anspruchslosigkeit, bei dieser Bedürfnislosigkeit war seine Seele gott-entflammt und überglücklich.

Jesús Christus umfaßt die ganze Natur und Menschheit in Liebe. Zuerst will er die schlichten Hirten des Feldes als Repräsentanten des einfachen Volkes an seiner Krippe begrüßen, dann beruft er die Fürsten und Könige des Morgenlandes als Vertreter der Intelligenz und Aristokratie. Der Prophet Jesaias hat schon vom Messias vorhergesagt, daß in jenen Tagen Wolf und Lamm friedlich miteinander weiden. Der Messias will nicht bloß die Frommen, sondern auch die Sünder an sich ziehen. Sogar ein Ochs und Esel dürfen in der Nähe seiner Krippe weilen.

So erblickte auch Franz die gesamte Menschheit, die ganze Natur in einem Familienverhältnis. Er liebte alle Menschen, besonders die Armen, Kleinen und Verachteten; er umarmte sogar Sünder und Räuber. Das Feuer redete er als Bruder und die Sonne als Schwester an. Er verkehrte mit den Fischen und Vögeln wie mit seinesgleichen.

Der Anblick eines Lammes konnte ihn mit inniger Nührung erfüllen. Zur Zifade sprach er: „Singe, meine Schwester, und lobe den Herrn!“ Franz lebte so einfach und glücklich, daß das Paradies der ersten Menschen in ihm zurückgekehrt schien. Von der Krippe zu Bethlehem hatte er die Armut als „seine königliche Braut“ heimgeführt.

Der im Stalle zu Bethlehem Geborene hat mit seinem Leben und seiner Lehre die soziale Kluft zwischen hoch und nieder, zwischen reich und arm überbrückt, indem er als der Höchste der Geringste, als der Reichste der Ärmste freiwillig geworden ist. Mit seiner frei und freudig gewählten Armut, mit seiner Liebesbotschaft und seinen Liebeswerken hat er die Leitsterne und Grundprinzipien zur Lösung der sozialen Frage für alle Zeiten gegeben. Franziskus hat durch den von Christus ererbten und erlernten Geist der Liebe und der Armut die sozialen Schwierigkeiten, die sich an die rasche Entwicklung der städtischen Kultur anknüpften, gelöst¹. Christus, seine Apostel und seine wahren Jünger haben der Menschheit gezeigt und vorgelebt, wie man auch in den ärmlichsten und bescheidensten Verhältnissen zufrieden und glücklich sein kann. Kann man sich einen froheren und heitereren Menschen denken als Franziskus?! Seine Schüler nannte er selber „Spielleute des Herrn“.

¹ Dr Grupp, Kulturgeschichte des Mittelalters II 238.

Der protestantische Professor Wend¹ von Marburg sieht in Franz von Assisi einen „religiösen Erzieher“, der vorbildlich und nachahmenswert auch für die Gegenwart sei. Das Bild seiner Persönlichkeit sei ein „unvergleichlicher Schatz allen nachfolgenden Jahrhunderten“. Er selbst hat gewünscht, auch vorbildlich zu wirken durch seine Fröhlichkeit. In ihr sah er den besten Schild gegen die Angriffe des Teufels. Professor Wend schreibt: „Unter allen Mahnungen, welche das Vorbild des Franziskus auch noch der Gegenwart vorhält, ist wohl die wichtigste die zu tatkräftiger Liebe.“ Aber seine Fröhlichkeit und Liebe flossen aus dem Idyll von Bethlehem: aus der tiefen Betrachtung und Erlebung des armen Kindes von Bethlehem.

Der glänzende schweizer Essayist (Schriftsteller) Hilty² betont mit Recht: „Gerade die unreflektierte Güte des Herzens erzeugt keine Art von Philosophie und Bildung; das ist das unbestreitbare Privileg des Christentums allein, der lebendige Beweis seines göttlichen Ursprungs durch alle Jahrhunderte, und an der Unmöglichkeit, eine gleiche Heiterkeit und Gütigkeit hervorzubringen, wird jeder Versuch, es zu ersetzen, auch heute noch scheitern.“

¹ Vgl. das zweibändige Werk: „Unsere religiösen Erzieher“, herausgegeben von Professor Baß, Leipzig.

² Glück III 240.



Karfreitag



Karfreitagzauber.

Im Frühjahr 1857 blickte in einer kleinen Villa nicht weit vom Züricher See ein großer Künstler, der größte Musiker nach Beethoven, an einem Karfreitag von seinem Balkon herab in die blühende Frühlingswelt hinaus. Da geschah es, daß dieser sturmgeprüfte Wandersmann, der Leid, Neid und Haß bisher gründlich und reichlich erfahren hatte, der das Glück und den Frieden bald da bald dort (im Theater, in der Liebe, in der Philosophie Schopenhauers) gesucht hatte, so recht von dem mystischen Karfreitagzauber ergriffen wurde, daß ihm wie durch eine innere Vision plötzlich die wunderbare Segensmacht des Kreuzes zum Bewußtsein kam. Er legte seine „Tristan“-Partitur für einige Augenblicke auf die Seite und dichtete bzw. komponierte jene Verse, in denen Gurnemann dem „Parzifal“ den Karfreitagzauber erklärt, wie dieser höchste Schmerzentag der Welt auch der Tag der Vergebung und Heiterkeit sei, wo die Halme, Blüten und Blumen, wo die ganze Natur das göttliche Mysterium der Erlösung ahnte und glücklich

lächelnd zu dem reinigen, entführten, erlösten Menschen aufschaute. Damit hatte Richard Wagner den Hauptgedanken, die Idee für sein schönstes und erhabenstes Meisterwerk der Kunst, für seinen „Parsifal“, gefunden, in dem er am Abend seines Lebens den Lorbeer- und Ruhmeskranz auf das Kreuz Christi niederlegte, in dem er zugleich seine höchsten religiösen und moralischen Überzeugungen ausdrückte.

Eine so harmonisch gesinnte Seele, ein so tiefdenkender und so edel angelegter Künstlergenius wie R. Wagner konnte auf die Dauer an der pessimistischen Philosophie Schopenhauers, wenn sie ihn auch vorübergehend bestochen hatte, kein Gefallen, keine Befriedigung finden. Sein mit den erhabensten Gedanken, Gefühlen und Idealen angefüllter Geist führte ihn über die Klippe der pessimistischen Willens- und Lebensverneinung hinüber zur vollen Lebensbejahung und Lebenswertung im Christentum. Ihm wurde klar, daß die erschütterndste und rührendste Tragödie auf dem Kalvarienberge zugleich auch der Anfang (der divina commedia) der himmlischen Heiterkeit und Seligkeit sei. Das wurde dem tiefen Denker und erhabenen Künstler, den so lange das Problem der Erlösung beschäftigte, klar, daß nur Christus es gelöst hat.

Der Kreuzespfahl Christi war der Scheideweg, an dem sich zwei gefeierte moderne Größen für immer trennten: der eine ein Philosoph, der

andere ein Künstler. Lange Zeit waren Friedrich Nietzsche und Richard Wagner begeisterte Freunde gewesen. Aber nachdem Wagner mit seinem „Parsifal“ am Fuße des Kreuzes anbetend niedergesunken war, wandte sich der stolze Nietzsche, der zur selben Zeit sein schreckliches Buch „Menschliches, Allzumenschliches“ geschrieben hatte, von ihm mit Entrüstung ab. Schrieb doch Nietzsche in diesem Buche (S. 126): „Wenn wir eines Sonntagmorgens die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: ist es nur möglich! Dies gilt einem vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn.“ „Jemand, der seine Jünger sein Blut trinken heißt; — Sünden, an einem Gott verübt, durch einen Gott gebüßt; Furcht vor einem Jenseits —“; „die Gestalt des Kreuzes als Symbol inmitten einer Zeit, welche die Bestimmung und die Schmach des Kreuzes nicht mehr kennt — wie schauerlich weht uns dies alles wie aus dem Grabe uralter Vergangenheit an!“ Also Abendmahl, Jenseits und die Gestalt des Kreuzes wehten Nietzsche schauerlich an wie unheimliche, ausgegrabene Antiquitäten. Das schreckliche Wort: „Gott ist tot! Der Übermensch lebe!“ wiederholte er unzähligemal in seinem „Zarathustra“. Aber wir glauben: Nietzsches Seele und Geist wäre nicht so tiefkrank geworden, er hätte nicht wie ein Wahnsinniger gelaßt und getobt, so oft anderes Wetter kam,

er wäre wohl nicht in so schrecklicher Umnachtung gestorben, wenn er nicht das Kreuz Christi von sich gestoßen, wenn er es liebend und gläubig umfaßt hätte. So aber, weil er die Liebe des Gekreuzigten nicht kannte, redet er von „Frösten und Ängsten der Vereinsamung“, und weil ihm Himmel und Jenseits abgetane Welten sind, leuchtet ihm in Krankheit und Todesangst kein Sternlein von Glauben oder Hoffnung. Merkwürdig ist, daß Nietzsche in seiner späteren geistigen Lethargie besonders unruhig und aufgeregt wurde, so oft Kirchenglocken ertönten. Er beruhigte sich dann aber, wenn seine Mutter sagte: „Komm, Fritzchen, wir gehen zur Kirche.“ Sein letztes Wort, das er zitternd vor seinem Tode schrieb bzw. kritzelte, lautete: „Der Gekreuzigte.“

Wie ganz anders Wagner! Er läßt seinen Ritter Parsifal im Gralstempel den Gral, die heilige Schale, schauen, in der Christus das Abendmahl seinen Jüngern gespendet und in der Joseph von Arimathäa das Blut Christi vom Kreuze herab aufgefangen hat. Parsifal sieht zu, wie ein blendender Lichtstrahl von oben herab auf diese heilige Schale fällt, wie sie in leuchtendem Purpur immer stärker erglüht, während ein unsichtbarer Chor aus der Höhe den mystischen Gesang anstimmt:

„Nehmet hin mein Blut
Um unsrer Liebe willen!
Nehmet hin meinen Leib,
Auf daß ihr mein gedenket.“

Parsifal schaut, in fromme Verzücung versunken, dem heiligen Liebesmahl der Gralsritter zu, wie sie Brot und Wein des Herrn kosten und Unsterblichkeit trinken. Nachdem Wagner seinen heiligen Thron „Parsifal“ in die Gralsburg mit ihren göttlichen Mysterien hatte blicken lassen, läßt er ihn auch das Reich der Sünde, das Schloß Klingsors inmitten der Heidentwelt kennen lernen. Im Reiche Klingsors trifft er auf seinem Wege zuerst die Blumenmädchen, die Symbole der vergänglichen Lust. Aber in der keuschen Seele Parsifals erwacht kein sinnliches Verlangen. Da tut sich plötzlich ein Blumenhag auf, und die Verführerin Kundry wird reich geschmückt auf einem Blumenlager sichtbar. Kundry neigt sich über Parsifal und will ihn, den Reinen, zur Sünde verführen. Aber jäh fährt der Held auf und entreißt sich ihrer Umschlingung mit der Gebärde des Entsetzens. Die zurückgewiesene Liebe Kundrys verwandelt sich in Haß, und sie ruft den Zauberer Klingsor zu Hilfe. Dieser schleudert nach ihm die heilige Lanze, die er dem verführten Gralsritter Amfortas abgenommen. Doch die Waffe bleibt wunderbar über dem Haupte des Reinen schweben. Parsifal ergreift sie mit der Hand und macht mit der Spitze derselben das Zeichen des Kreuzes: alsbald verbleicht der gleisnerische Glanz der Zauberburg Klingsors, der Zaubergarten verdorrt zur schrecklichen Einöde,

und die Blumenmädchen liegen am Boden umhergestreut als verweltete Blumen. Die sinnlichen Freuden, die Dienerinnen der Venus, das ganze Reich des Bösen ist als trügerischer Schein entlarvt, enthüllt und durch das Kreuzeszeichen vernichtet.

In der Tat, vor dem Kreuze Christi verblaffen alle sinnlichen Weltfreuden, alle vergänglichen Kinder des Schönen, verbleicht alle gleisnerische, bloß äußerliche Scheinkultur. Vor dem Kreuze Christi mit seinem blutigen Ernste erscheint so vieles, was die Welt begehrt und anbetet, als leerer Wahn, als vergänglicher Tand, als eitle Illusion. Angesichts des gekreuzigten Gottmenschen muß uns die im Leben, im Theater, in Kunst und Literatur so üppig blühende Erotik unserer Zeit anekeln, mit Entrüstung und Abscheu erfüllen.

Wagner, der gottbegnadete Künstler, sieht aber in seinem „Parsifal“ nicht bloß den Zerstörer der Sünde, sondern auch den Gründer einer neuen Ordnung. Darum schildert er uns (im dritten Akte des „Parsifal“) die Himmelfahrt seines reinen Helden zum Lichte und läßt uns durch den unvergleichlichen Zauber seiner Kunst das Morgenrot eines neuen Tages leuchten. In der Tat, Karfreitag und Ostern, Karfreitagswehen und das Morgenrot eines neuen Lebens sind für die christliche Weltanschauung unzertrennbar, gehören aufs engste zusammen. Der höchste Schmerzentag Christi ist für die Welt zugleich der große Tag der Vergebung und Versöhnung.



Das Problem des Leidens gelöst.

Daß den großen Seelen die Leiden nachziehen wie den Bergen die Gewitterwolken, daß in der Welt häufig das Böse siegt und das Gute unterliegt, daß die Gerechten leiden und die Ungerechten triumphieren, das ist eine alte Erfahrung, die schon Hunderte und Tausende beklagt haben. Wie klingt diese Frage durch alle Jahrhunderte, angefangen von den Tragödien eines Aeschylus und Sophokles bis herein in unsere Zeit! Man spricht ja freilich viel von der „Heiterkeit“ der Griechen. Aber ach, aus ihren Marmorstatuen spricht häufig der Schmerz und tiefe Melancholie, und aus ihren Tragödien bringt der Aufschrei der unerlösten, leidenden Menschheit an unser Ohr! Die alte Welt hatte mit Philosophie, Kunst oder ihren Göttersagen vergeblich das Problem des Leidens zu lösen gesucht. Sie war sichtlich am Ende ihrer Leidensweisheit und Leidenskraft angelangt. „Sie hatte sich todwund gerieben an den Leidensketten“, welche sie vergeblich abzuschütteln, vergeblich wenigstens für die Weisen in

Rosengewinde oder in goldene Ehrenketten umzuwandeln versucht hatte, wie Bischof Dr Paul Wilhelm v. Keppler so schön schreibt in seiner Broschüre über „Das Problem des Leidens“.

Ein tiefergreifendes, sprechendes Sinnbild der leidenden Menschheit am Ende der alten heidnischen Welt ist die berühmte Marmorgruppe „Laokoön“. Der Vater Laokoön, ein heidnischer Priester, wird bei einem Opfer von zwei ungeheuern Schlangen mit seinen zwei Söhnen erwürgt: in lautem Stöhnen seine letzte Kraft verhauchend, vergift der Vater, von den furchtbaren Schlangen unentrinnbar umwunden, seine Kinder und deren Todesnot ganz über dem eigenen grimmen Schmerze. — Wie quält sich das Buch Job mit dem Welträtsel des Leidens ab! „Ich sah die Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen“, sagt „der Prediger“ des Alten Testaments, „ich sah die Tränen der Unschuldigen und wie kein Helfer ist. — Da pries ich die Toten glücklicher als die Lebendigen und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward.“ Wenn sich die Propheten und Vertreter des Alten Bundes auch auf eine gewisse Höhe der Betrachtung erhoben haben, ihr Auge vermag den dichten Nebel der vielen Leiden, Dissonanzen und Ungerechtigkeiten dieser Welt nicht ganz zu durchdringen. Ihr Glaube an eine endgültige Ausgleichung und Vergeltung bleibt

mehr oder weniger im Diesseits befangen. Sie beugten sich in Demut vor Gottes unerforschlichen Ratschlüssen und hielten fest an dem Daß einer göttlichen Weltordnung und Vergeltung, ohne über das Wann, Wo und Wie Aufschluß geben zu können.

Weiter als der Glaube und das Wissen des Alten Testaments führte seine Hoffnung; näherhin die Hoffnung auf den Messias. Dadurch, daß die erleuchteten Propheten (David, Isaias, Zacharias usw.) auf den zukünftigen „Mann der Schmerzen“, auf den Erretter, Heiland, Erlöser hinweisen, fallen die ersten Lichtstrahlen in das Dunkel des Leidens. Von diesem Gipfel der Messias-Prophezie aus führt der Weg auf die weltbeherrschende Höhe, wo der Baum des Kreuzes aufragt, an dem der Gottmensch Jesus Christus das Welt-rätsel des Leidens voll und ganz gelöst hat für alle Zeiten.

Daß „in Leiden Lehre wohne“, daß die Schmerzen reinigen und läutern, daß das viele Leid und Wehe in der Welt eine Folge der Sünde sein müsse, das ahnten und sahen schon die Fortgeschrittensten unter den alten Heiden ein. Nun aber fallen vom Kreuze Christi aus viel hellere und schärfere Lichter in die bisher dunkeln Abgründe des Leidens. Jetzt erscheint das Leiden einbezogen in den Erlösungsplan, in die Heilsökonomie; jetzt erscheint das Leiden

nicht bloß als ein Reinigungs- und Läuterungsmittel, sondern als ein Behülfel (Instrument) der Heiligung, als Gnadenmittel, ja als ein Geschenk göttlicher Liebe. Christus der Gekreuzigte hat uns gezeigt, wie für uns sündige Menschen eben aus den messianischen Wehen die Gotteskindschaft, die schmerzlose ewige Freude und Glorie herausgeboren werden mußte. Christus der Gekreuzigte ist die Lösung des Leidensproblems. „Er¹, der in die Tiefen des Leidens nicht bloß hinableuchtete, sondern selbst hinabstieg, der hindurchging durch die Feuertaufe der Seelenleiden und die Bluttaufe des Martyriums (Lk 12, 50), er, der alles Leid und Weh jeder Art und jeden Grades in seinem Erdenleben zusammenfaßte, er hat in des Leidens und Sterbens äußerster Krisis, dulidend mit nie dagewesener Ergebung und Seelengröße, mit voller sittlicher Freiheit, in opfernder Liebe den Fluch des Leidens in seiner Ursache, der Sünde, überwunden und gehoben, im Kampfe unterliegend, in der Niederlage siegend, in seinen Wunden Heilung, in seinem Tod das Leben bringend und durch Schmach und Schmerz in die Herrlichkeit eingehend und einführend.“ Das Bild des Gekreuzigten hängt so traut und heimisch in unsern christlichen Stuben, es grüßt so freundlich tröstend

¹ „Das Problem des Leidens in der Moral“ von Dr Paul Wilhelm von Keppler. 2. Aufl. S. 17.

von den Wänden unserer Spitäler und Armenhäuser, es schmückt die Hütte des Arbeiters wie den Salon der Vornehmen. Wenn schwere Krankheit uns befallen hat, wenn heftige Schmerzen unsern Körper quälen, wenn die Schatten des Todes über unsere Seele sich lagern, und wenn es gilt, den letzten Entscheidungskampf zu kämpfen, der Erde und den Seinigen Lebewohl zu sagen, dann nehmen wir sterbend das Kreuzifix in unsere zitternden Hände, führen es zum Munde und küssen es heiß und inbrünstig als unsern Talisman, als unser Licht in der Todesnacht, als unsern Trost und unsere Kraft im letzten schweren Kampfe.

In der Tat, das Bild des Gefreuzigten ist das vollendete Gegenbild des Laotoon, „das Symbol der in Schmerz untergehenden, sich selbst opfernden, im Tod triumphierenden Liebe“, das Siegeszeichen der Lösung des schwierigsten Welträtsels, des Leidensproblems; kurz gesagt, es ist das Siegeszeichen der Erlösung.



Die Macht und Schönheit des Kreuzes.

O heiliges Kreuz! An dir scheiden sich die Wege der Guten und der Bösen. Die einen lieben dich, die andern hassen dich. Den einen entlockst du Tränen, heilige Tränen innigen Mitleids, edelster Rührung und beseligender Reue: flüssige Diamanten, welche von Engeln auf silbernen oder goldenen Schalen zum Himmel getragen werden. Die andern geraten bei deinem Anblick in Wut und Zornausbrüche. Sie reißen dich aus den Schulen, den Gerichtssälen, den Spitälern, aus den Herzen der Menschen und Völker, aus Gemeinden und Staaten. O heiliges, vom Blut des Gottmenschen überronnenes, welterschütterndes und welterneuerndes Kreuz! O du grausam hartes, entsetzlich qualvolles und doch wieder so erhaben schönes und wunderbar beseligendes Sterbelager des Messias! Kein Wunder, wenn vor dir die Sonne sich verfinsterte, wenn bei deinem Anblick die Erde in ihren innersten Eingeweiden erzitterte und erbehte, die große Natur schweigend in tiefe Trauer sich kleidete und selbst die harten Steine und Felsen vor Schmerz zer-

sprangen! Was für eine mächtige Bewegung haben doch diese zwei dürrn unscheinbaren Querbalken, welche in den dreißiger Jahren unserer Zeitrechnung auf Golgatha errichtet worden waren und die Inschrift I. N. R. I. trugen, in der Welt hervorgerufen! „Gib mir, wo ich stehe, und ich bewege die Erde“, hatte einst ein Rechenfürst der alten Zeit gesprochen. Kein Mensch, aber ein Gottmensch war es, der uns diesen die Erde bewegenden Hebel gegeben hat: es ist das Kreuz Christi. Wo in aller Welt hat je ein hölzernes Instrument wie dieses eine gleich gewaltige, Millionen Menschenherzen anziehende und Millionen Menschenherzen abstoßende, Staaten stürzende und Staaten erneuernde Macht ausgeübt?

Lieblich schön ist der Anblick eines sanft entschlummerten, im Sarge ruhenden Kindes, wenn es wie ein holdes, weißgekleidetes Englein lächelnd unter Blumen gebettet daliegt! Rührend und erhaben ist der Tod eines Helden, der in der Schlacht gefallen und sein Blut fürs Vaterland verspricht hat. Aber einzigartig groß, noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden Ströme von Tränen entlockend und Wutausbrüche der Hölle und aller Verworfenen hervorruhend, bist du, o Kreuz, mit dem toten Leibe des Schönsten der Menschenkinder!

O heiliges Kreuz! Wir grüßen dich und lieben dich. Denn du bist das Zeichen unseres Sieges und

unserer Erlösung. An dir hat der Messias sein Blut für die ganze Menschheit vergossen und die Schlacht geschlagen gegen die drei grimmigsten Feinde: Sünde, Tod und Hölle. Wir grüßen dich und küssen dich, heiliges Kreuz, am Karfreitag. Wir beten dich an, gekreuzigter Heiland! Wir lassen Tränen der Liebe auf deine heiligen Wunden herniederperlen. Alles an dir predigt ja Liebe. Dein Haupt ist wie zum Küssen in Liebe geneigt. Deine Arme sind ausgespannt, eine ganze Welt zu umfassen. Dein Herz ist weit geöffnet, uns die Größe und Tiefe deiner Liebe zu offenbaren. Alle die hundert und tausend Tropfen deines heiligen Blutes waren Tränen deiner end- und grundlosen Liebe! O heiliges Kreuz! Du bist unsere Freude, wenn wir dich auf unserer Wanderung durch Fluren und Felder einsam und schlicht an der Straße stehen oder an einem Baum im Walde hängen sehen. Du bist Labfal unsern Augen und Wonne unserem Herzen, wenn wir dich in verlassener Kapelle oder an einem Bildstöcklein erblicken, wenn du stolz als Wahrzeichen der Ewigkeit von hohem Berge grüßest, wenn du auf Kirchen und Domen im Glanz der Sonne oder des Mondes leuchtest und funkelst! O heiliges Kreuz! Du bist uns Trost, Erhebung und Erquickung, wenn wir als müde Erdenpilger den Kreuzweg wandern.

Mag ein Mensch an der Schönheit und Lust dieser Welt sich noch so festgeklammert haben, es kommen für

ihn zuletzt doch auch Karfreitagsstunden. Wenn dann schwere Leiden und Sorgen gleich dunkeln Wetterwolken über das Haupt des Erdenpilgers hereinhängen, dann sucht er nach einem Trost und Lichtbild im Dunkel der Leidensnacht. Wohl ihm, wenn dann sein Blick auf das mit dem Blut des Heilandes gerötete Kreuz fällt! Die geistige Nervenschwäche unserer Zeit, dieser Mangel an Leidensmut und Leidenskraft, die Opferscheu so vieler Frauen, die Weichlichkeit und Genußsucht so vieler Männer kommt nicht zuletzt daher, daß man verlernt hat, das Kreuz Christi zu betrachten und zu lieben, die Lehre des Kreuzes zu verstehen und zu werten. O du heiliges Kreuz Christi! Du verklärst und vergoldest jedes andere Kreuz auf Erden: Verfolgung, Krankheit und Todeswehen. Du wirfst himmlischen Lichtglanz in die dunkelste und verlassenste Leidenskammer. Du bist der göttliche Scheinwerfer für alle Erdennacht und Sorge: per crucem ad lucem, auf dem Kreuzweg zur Herrlichkeit! O du heiliges Kreuz Christi! Du schmückest und bekränzt auch das harte Kreuz der Armut mit Rosen der Liebe und Geduld.





Die Passion Christi und der Kirche.

Als der Messias erschien, prangte die Stadt Jerusalem in ihrer ganzen Schönheit, in vollem Glanze gleich einer stolzen Braut, die auf den Bräutigam wartet. Aber der Glanz war nur flittriger Schein, nur äußerer Kulturfirnis. Mit der rührenden Liebe und dem feurigen Messiasseifer seines gottmenschlichen Herzens nahm sich der Heiland Jerusalems an. Bald sanft bald drohend ertönte seine Stimme im Tempel, in den Straßen der Stadt. Er durchwebte die Leiden und Freuden der damaligen Bewohner mit den goldenen Fäden seiner Lehren, Wunder und Liebeswerke. Wie oft wollte er die Kinder Jerusalems sammeln, in seine Obhut nehmen, wie eine Henne ihre Küchlein sammelt! Aber sie haben nicht gewollt. Nachdem der Messias mit Liebesworten und Liebeswerken das harte Herz der stolzen Braut nicht zu gewinnen vermocht hatte, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu weinen über sie: zuerst silberne Tränen, dann blutige Zähren. Ja, er wollte sogar sterben für sie, ihre Sünden und für die Sünden der ganzen Menschheit.

Wehe dir, Jerusalem! Was hast du heute am Karfreitag getan! Du hast den, der dich herausgeführt aus der Wüste ins Gelobte Land, als einen Gefangenen, wie einen Verbrecher durch die staubigen Straßen zur Richtstätte geschleppt. Wehe dir, Jerusalem! Du hast den, der dich glücklich durch das Rote Meer geleitet, in ein Meer von Blut und Wunden getaucht. Du hast jenes göttliche Haupt, das nur Liebes, Hohes und Heiliges gedacht, mit Dornen durchstoßen. Du hast jene Hände, welche deine Kinder gesegnet, deine Kranken geheilt und zahllose Liebeswerke gespendet haben, mit grausamen Nägeln durchbohrt. Du hast den Schönsten unter den Menschenkindern zu einem mitleiderregenden Mann der Schmerzen gemacht. Wehe dir, Jerusalem! Du hast schon früher die Propheten gesteinigt und getötet, weil sie deinen finstern Werken, deinen Leidenschaften entgegengetreten waren, und nun hast du den Sohn Gottes selbst noch gemordet!

Damit aber, daß du, stolzes und undankbares Jerusalem, den Heiland, den Messias zum Tode verurteilt hast, hast du dir selbst das Todesurteil gesprochen. Wie die Weltgeschichte beweist, wurde das vergossene Blut der Propheten und des Messias mit Strömen von Blut gerächt. Im Jahre 70 verließen die Christen die Stadt, die Engel den Tempel. Titus, der römische Feldherr, der Vollstrecker des Strafgerichts über die

Mörderin der Propheten und des Messias, zog heran und belagerte die Stadt. Dafür, daß sie im Jahre 33 den Erlöser gekreuzigt hatte, sah man nun im Jahre 70 Hunderte von Kreuzen, an welche Titus die aus der Stadt geflohenen Juden schlugen (kreuzigen) ließ. Jerusalem hat unschuldiges Blut vergossen: bei der Belagerung und Zerstörung Jerusalems floß das Blut seiner Kinder in Bächen durch die Straßen. Jerusalem hat die Annahme des Brotes des Lebens verweigert: darum entzog ihm der Himmel das tägliche Brot; was das Schwert nicht mordete, tötete der Hunger. Jerusalem hat den Tempel entweiht: darum fuhr ein Feuerbrand ins Innere des Heiligtums, und ein Feuermeer äscherte den herrlichen Bau ein. Das alte Jerusalem ist nicht mehr. Kein Stein war auf dem andern geblieben. — Das Strafgericht war über diese stolze und gottlose Stadt genau und buchstäblich so eingetroffen, wie der göttliche Heiland vorhergesagt. Die Sünde und Strafe Jerusalems sollte ein mahnendes und warnendes Mene-Tekel-Phares für die Christusfeinde und Kreuzesspötter aller Zeiten sein.

Die Passion des Herrn wiederholt sich immer wieder in der Geschichte seiner heiligen Kirche. An Pharisäern, Judassen und Pilatussen hat es ihr zu keiner Zeit gefehlt. Hoffärtige, gottentfremdete Menschen flechten immer wieder Dornenkränze

um das erhabene Haupt des Herrn, nachdem sie vergeblich sich bemüht, seinem Geist und seinem Wesen das Diadem und die Würde der Gottheit zu rauben. Niedrige, sinnliche und vertierte Individuen geißeln da und dort in fanatischem Hasse mit ihren wüsten Sünden und Leidenschaften seinen heiligen Leib, die Kirche. Menschenzwerge, die groß geworden sind auf den Schultern Christi und seiner Kirche, wollen das Christentum als überlebt, veraltet und kulturfeindlich auf die Seite setzen. Frankreich, die älteste Tochter der Kirche, hat die Bundestreue dem Herrn gebrochen. Sie hat das Kreuz, das Zeichen der Erlösung und des Heils, aus den Schulen, Gerichtssälen, Parlamenten entfernt und geschändet. Darum ist aber auch das Heil, die moralische und physische Kraft von diesem Lande gewichen: eine verbrecherische Saat geht auf. Das Band der Ehe und das Familienleben ist schrecklich gelockert. Eine unheilvolle Entvölkerung macht sich geltend. Der Geist der Zuchtlosigkeit ist in Schulen und Heer eingedrungen und rüttelt bereits bedenklich an den Grundlagen und Grundmauern des Staates. Der deutsche Michel will langsam Frankreich nachmachen. Wenigstens haben im Jahre 1907 und 1908 sich verschiedene Stimmen in öffentlichen Versammlungen dahin vernehmen lassen: „Frankreich geht uns triumphierend (im Kampfe gegen die Kirche) voran. Wir folgen ihm nach.“ Vor einem Jahrhundert hat

man die Klöster säkularisiert: wo früher Psalmen-
gesang und das Gebet der Horen zum Himmel stieg,
hört man jetzt die Schreie der Wahnsinnigen und
Flüche der Gefangenen. Jetzt will man die Schule,
die im Schatten des Kreuzes, unter dem Segen
und der Leitung der Kirche groß geworden und ge-
diehen ist, immer mehr dem kirchlichen und christ-
lichen Einfluß entziehen, d. h. ganz verstaatlichen
und verweltlichen. An Stelle des Dogmenunterrichts
soll ein fader, allgemeiner Sittenunterricht¹ treten.
An Stelle der Religion sollen eitle Surrogate, wie
die Kunst, treten. Geburt und Tod, Eingang und
Ausgang des Menschen, die bisher von der christ-
lichen Kirche geheiligt und mit ihrem Segen be-
gleitet worden sind, sollen auch immer mehr säku-
larisiert, d. h. verweltlicht werden. In Berlin und
andern Großstädten wachsen Tausende von Menschen-
kindern heran, die nicht getauft sind. Wie manche
lassen sich jetzt zur letzten Ruhestätte hinausführen
ohne die Begleitung und das Gebet des Priesters!
An Stelle der schönen, altehrwürdigen Kreuze auf
den Friedhöfen treten immer häufiger heidnische
Aschenurnen.

¹ Foerster, der bekannte Pädagoge, schreibt, der mangel-
hafteste Religionsunterricht sei immer noch besser als ein
fader, allgemeiner Moralunterricht.

Franz Eichert, der gottbegeisterte Sänger des Kreuzes,
singt auf seiner goldenen Harfe:

„Zum Kreuze sah ich viele Völker kommen,
Und ihre Ketten schüttelnd sah ich wallen
Viel wüste Scharen, von der Sünde Krallen
Gezeichnet, jede Brust von Angst beklommen.
Da nahten sie, verwettert und verschliffen,
Nach langer Fahrt, bedeckt vom Wüstenstaube.
Das Kreuz war leer. Und als die Schar sich staute
An seinem Fuße, lief wie Wogenschlagen
Erschredten Meers von Reih' zu Reih' ein Klagen,
So schwer von Gram, daß meinem Herzen graute.“

Als Vertreter dieser Christusentfremdeten Scharen
läßt der Dichter einen Greis dann klagen:

„Er ist nicht da! Wir lechzten in den Wüsten
Umsonst, gepeitscht von heißen Flammenruten.
Er ist nicht da, und trägt die einz'ge Quelle
In seiner Brust, die unsern Durst kann stillen.“

Und weil Christus der Gekreuzigte diesen Scharen
im Leben und Sterben gefehlt hat, klagt der Greis:

„O, wir müssen sterben;
Doch unsre letzten Flüche sollt ihr erben,
Ihr, die ihr uns den Herrn hinweggenommen.“

Allen Kreuzesgegnern und Christusfeinden ruft der
Herr vom Kreuze herab mit blutigen Malen zu: „O,
wenn ihr es doch erkennetet, und zwar in diesen euren
Tagen, was euch zum Frieden dient!“





Ein Wunder von Willensenergie.

Wenn Christus tot wäre und nicht lebte, so würde hinter jedem Ding, wenigstens hinter jedem Menschen ein bleiches Rätsel trauern, so wäre der Pessimismus, der Weltschmerz eines Schopenhauer und Bahnsen die einzig richtige Weltanschauung. Wenn Christus uns nicht durch sein heiliges Kreuz erlöst hätte, die Wissenschaft oder die Kunst oder die denkbar höchste und feinste Kultur könnten den Menschen nimmer erlösen. Sie könnten und können ihn nur vorübergehend mit trügendem, blendendem Scheine über die Abgründe des Leidens und Todes hinwegtäuschen. Wie die Kunst ohne lebendiges Christentum, ohne Glauben an ein Fortleben in der andern Welt trostlos ist, zeigt des norwegischen Dramatikers Ibsen letztes Stück: „Wenn wir Toten erwachen“. Zu dem Maler Rubel läßt Ibsen die irrsinnige Irene sprechen: „Empor zum Licht und zu all der strahlenden Herrlichkeit, empor auf den Berg der Verheißung!“ Da steigen nun beide auf den Berg des Lebens hinauf, aber je höher sie hinauffsteigen, desto mehr umwölkt sie Nebel,

Schnee und Wind, bis zuletzt eine Lawine die beiden mit sich fortreißt und in ihren kalten, weißen Linnen begräbt. Das ist die Quintessenz einer dem Christentum entfremdeten Überkultur: Unfrieden und ungestillte Sehnsucht, Gemütsleere trotz allem äußeren Komfort, Geistesöde inmitten der Herrlichkeiten der Natur, Unzufriedenheit bei den höchsten Leistungen von Kunst und Kultur, zuletzt Nacht und Nebel, Wahnsinn und kaltes Grab. Wie in Ibsens letztem Drama den Maler Rubek die wahnsinnige Irene in Nebel, Eis und Tod hineingelockt hat, obgleich sie vorgab, ihn „empor zum Licht und auf den strahlenden Berg der Verheißung“ zu führen, so lassen sich viele Menschen von gewissen Zeitströmungen und philosophischen Irrlichtern in die Nebel- oder Eisregion einer falschen kalten Weltanschauung hineinziehen und finden schließlich darin ein bedauernswertes trostloses Ende. — Dieses Rätsel, warum gerade die Edelsten und Besten oft am meisten hienieden kämpfen und leiden müssen, wäre ohne das Leiden und ohne die Auferstehung Christi das dunkelste, und müßte gerade die Elite der Menschheit zur Verzweiflung treiben. Eine andere und bessere Lösung dieses schmerzlichsten und schwierigsten Rätsels, als Jesus in den drei Stunden am Kreuze auf Golgatha gegeben hat, kann und wird den Menschen nicht gegeben werden. Der Gekreuzigte lehrt uns, mutig, ja fröhlich leiden und sterben. Seit-

dem der Gottmensch so königlich großmütig gelitten hat und so göttlich strahlend auferstanden ist, liegt auf jedem geduldig getragenen Leiden ein gewisser Berklärungsschimmer, eine Art Glorien- und Heiligen-schein, ein Abglanz des Himmels.

Die nörgelnde Welt wird freilich einwenden: „Fröhlich leiden und sterben, wer wird das vermögen?“ Aber in der That und Wahrheit, man trifft solche starken Seelen, welche fröhlich leiden und sterben, unter den wirklich frommen Christen. Hat es nicht solche Märtyrer gegeben? Hat nicht ein Laurentius noch auf glühendem Roste gelächelt und gescherzt! Ist nicht ein Franziskus von Assisi als echter Nachfolger Christi und Stigmatisirter jauchzend und jubelnd gestorben. — Die wahrhaft frommen Seelen, das sind auch die starken Geister, die Kraftnaturen, welche mutig über Schmerz und Tod hinwegschreiten. Sie erschrecken nicht vor dem Kreuze, sondern sie umfassen es liebevoll und mutig wie ihr göttlicher Herr und Meister. In der Schule des Kreuzes, in der echten Nachfolge Christi, da gedeihen und wachsen diese Starkgeister. Wenn Napoleon, dieser gewaltige Willensmensch, der gewußt hat, was es heißt, seinen Willen auf Tausende und Millionen zu übertragen, Christum als ein Wunder von Willensenergie und Geisteskraft bezeichnet und angestaunt hat, so hat Napoleon ungleich tiefer

geschaut als so manche modernen Geister, welche im Christentum eine Religion der Schwäche oder gar Sklavenmoral sehen. In der That, in der blutigsten Passion und in der höchsten scheinbaren Passivität hat Christus seine höchste Aktivität gezeigt; und von Christus, diesem Wunder der Willensenergie und Geisteskraft, überträgt sich dieselbe auf seine Jünger, Schüler und Nachfolger. — Wäre Jesus, wie so manche annehmen und lehren, nur ein Mensch, nur ein religiöses Genie, nur ein hervorragender Held unter andern blutenden Helden, dann würden wir zwar bewundernd, aber doch unerlöst am Fuße seines Kreuzes stehen. Dann könnten wir ihm ruhig seinen Dornenkranz zurückgeben, dann könnten wir es absolut nicht erklären und begreifen, warum Millionen nach Jahrhunderten und Jahrtausenden sein Kreuz mit ihren Küssen und Tränen bedecken und ihre Knie vor ihm anbetend beugen.

Nur ein Christus, der tatsächlich auferstanden ist und tatsächlich Gott ist, konnte auf Jahrtausende hinein solche nachhaltige Wirkung auf Millionen und Millionen Menschen ausüben. Nur ein Christus, der tatsächlich auferstanden, also Gott ist, läßt uns verstehen, warum die Apostel und die Märtyrer für ihn in den Tod gegangen sind. Nur ein Christus, der tatsächlich Tod und Grab überwunden hat, konnte sprechen: „Ich habe die Welt überwunden.“



Der Segen des Kreuzes.

Wie unästhetisch, wie dürr und unschön ist an sich das Kreuz mit seinen sich durchschneidenden Querbalken! Dieser Längerbalken mit seinem kürzeren Querbalken beleidigt fast das Auge, zumal wenn man bedenkt, was für ein schreckliches Marterholz und welch entsetzlicher Schandpfahl es für Verbrecher und Unglückliche aller Art geworden ist.

Aber seitdem auf Golgatha der göttliche Mann der Liebe am Kreuze verblutet ist, seitdem ist das Kreuz des Christen Schmuck und Ehrenzeichen und zum Symbol und Werkzeug des Segens von der Wiege bis zum Grabe geworden, seitdem ist es auch ein Gegenstand der Kunst, und zwar der Dichtkunst, Malerei und Plastik.

Mit dem heiligen Kreuzeszeichen wird schon das kleine Kind bei der Taufe als begnadigtes Gotteskind gezeichnet, bei der Firmung salbt der Bischof den heranwachsenden Jüngling und die Jungfrau mit heiligem Öle in Kreuzesform auf der Stirne, um sie zum Kampfe gegen die Feinde des Heils zu stärken.

Mit dem Kreuzeszeichen segneten schon unsere frommen Urahnen und Väter am Morgen und Abend sich und ihre Kinder. Das Kreuzeszeichen machten sie über Speise und Trank vor der Mahlzeit, um Gottes Segen darauf zu legen. Mit dem Kreuzeszeichen werden bei der heiligen Messe die Opfergaben, Brot und Wein, gesegnet. In Form des Kreuzes teilt der Priester das heilige Abendmahl aus. In Kreuzesform spendet die Hand des Geistlichen den Segen dem Volke. In Kreuzesform salbt der Priester dem Sterbenden die fünf Sinne, um ihn zum letzten schweren Kampfe zu stärken, und ist dann der Erdenpilger zur letzten Ruhe gebettet, dann pflanzt man ihm nach alter schöner christlicher Sitte auch noch ein Kreuz aufs Grab, denn das Kreuz ist das Zeichen der Hoffnung und der Liebe, des Sieges und der Auferstehung.

Im Mittelalter hefteten zahllose Ritter auf ihre rechte Schulter ein rotes Kreuz und zogen ostwärts, das heilige Land, wo Christus gelitten und gestorben, zu erobern.

In einem Gedicht „An den Unsichtbaren“ singt Uhland:

„Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Strande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:
Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.“

Mit Recht haben auch die verschiedenen Künste das Kreuz verherrlicht. Wie schön ist der kirchliche Hymnus: *Vexilla regis prodeunt*:

„Des Königs Fahne schwebt empor,
Das Kreuz strahlt aus der Nacht hervor,
An dem das Leben für uns starb
Und Leben durch den Tod erwarb.“

Welch erhebende Lieder hat Eichert, der gottbegeisterte Dichter Oesterreichs, auf das Kreuz gedichtet! Bald lieblich zart bald ergreifend ernst hat die Malerei das Kreuz bei Gemälden Jesu, Mariä und Johannes des Täufers verwendet. Wie oft hat nur Raffael dem Jesusknaben oder kleinen Johannes ein Kreuzlein in die Hand gegeben!

Vor uns hängt das Bild eines italienischen Meisters; das Jesuskind liegt auf einem kleinen Kreuz von Rosen umgeben. Darunter hat der Maler die sinnigen Worte geschrieben: „Ich schlafe unter Blumen, und mein Herz wacht unter Dornen.“ In welcher düsteren Erhabenheit ragt das Kreuz auf einem Gemälde von Albrecht Dürer empor!

Wie schmückt es im Goldglanze die Kuppeln der Dome und die Türme der Kirchen! Als Meisterwerk der Plastik steht so manches Marmorkreuz oder Steinkreuz in Klöstern, Kirchen und auf Friedhöfen. Im Kloster zu Maulbronn steht ein großes aus Stein gemeißeltes Kruzifix. Auf dem dornengekrönten Haupte

des Gefreuzigten ruht die erhabene Würde des Gottessohnes und die ganze Tiefe menschlichen Leidens und menschlicher Liebe, wie nur ein Meister sie in Stein zu hauen vermag, der selbst am eigensten Herzen die Macht des Kreuzes erfahren und erlebt hat. Das Kreuzifix ist so aufgestellt, daß es für den Zuschauer in ein düsteres Halbdunkel gehüllt bleibt, und daß nur zweimal im Jahre eine Viertelstunde lang ein Sonnenstrahl so auf das Kreuz fällt, daß die Dornenkrone in strahlendem Glanze leuchtet. —

So recht ein Goldglanz, ein überirdischer Lichtschein fällt heute am Karfreitag auf das Bild des Gefreuzigten. Dem frommen gläubigen Christen erscheint der Dornenkranz Jesu, diese Königskrone der Schmerzen, leuchtender und strahlender als eine Krone von Gold und Diamanten, als ein Kranz lebender, prächtiger Rosen. Der fromme Christ empfindet heute am Karfreitag, wie wahr des Dichters Wort ist:

„Sahst du nie die Schönheit im Augenblicke des Leidens,
Niemals hast du die Schönheit gesehen.“

Das Dulderantlitz des Gefreuzigten erscheint ihm von überirdischer Hoheit umflossen und in himmlisches Licht getaucht. Das Kreuzesholz ist ihm der schönste Baum:

„O schöner Baum, wie stehst du ganz
Im königlichen Purpurglanz!
O edler Stamm, o hoher Wert,
Daß dich so heil'ge Last beschwert!“



Christus der große Leidensheros und Weltüberwinder.

Weit bekannt ist ein kleines Bild von Dürer, etwas roh in Holz geschnitten, aber doch von Meisterhand entworfen: auf einem Steinblock sitzt der dornengekrönte Heiland, tief zusammengesunken, sich bis zu den Knien herabbeugend. Das Antlitz ist zwar mit der Hand teilweise verhüllt, aber der Künstler bringt doch darin einen Schmerz, der uns erschauern läßt, zum Ausdruck. Wenn wir dieses Bild betrachten, wie die Dornenkrone das Haupt umkettet, wie die Hand sich ins Antlitz krampft, wie die Füße geschwollen und zerrissen sind von den schrecklichen Geißelhieben, wie der Heiland die Knie emporgezogen hat und zitternd aneinanderpreßt, so schneidet uns dieses Bild des Schmerzensmannes tief in die Seele. Und doch waren Dornenkrönung und Geißelung nur der Anfang seiner Wehen, nur die blutige Einleitung zur unsagbar schmerzlichen Kreuzigung.

Der Heiland wurde zum Tode geführt in einer volkreichen Stadt, zugleich mit zwei gemeinen Verbrechern, am hellen Tage, hinaus an den schlechtesten,

ehrloſeſten Plaz. Er litt fürchtbar an Leib und Seele. Er litt an allen Gliedern ſeines heiligſten Leibes: ſein Haupt war zerſtochen von den vielen großen, ſpizigen Dornen, ſeine Arme und Füße waren gebunden, ſeine Schultern von der Laſt des Kreuzes niedergedrückt, ſeine Hände (und Füße) mit graufamen Nägeln durchbohrt. Seine Augen ſchauten die zornigen Geſichter und Gebärden ſeiner Feinde, ſeine Ohren hörten die Verleumdungen und Gottesläſterungen, ſeine Zunge litt den brennendſten Durſt; alle ſeine Sinne und Glieder waren gleichſam hineingetaucht in eine Feuereſſe unbeſchreiblicher Schmerzen und Wehen. Was muß der Heiland erſt mit ſeinem feinfühlenden Herzen, mit ſeiner zartbeſaiteten Seele am Kreuze empfunden haben! Wie ſchmerzlich mußte den König aller Könige dieſe Schmach und dieſer Undank der Welt niederdrücken!

Nachdem der Heiland den Kelch des Leidens bis zur Gefe ausgeſtrunken hatte und geſtorben war, nahmen edle Männer den Leichnam des Herrn herab und legten ihn der Mutter in den Schoß. Noch ehe die Schatten der Nacht hereinbrachen, begann jene merkwürdige Prozeſſion, bei welcher der unſterbliche Herr von ſterblichen Menſchen zu Grabe getragen wurde.

Noch nie war ein Größerer geſtorben — und doch, welch ärmlicher Leichenzug! Noch nie war ein Reicherer zu Grabe getragen worden, und doch gehören ihm

nicht einmal die Leichentücher und Spezereien, in die sein Leichnam gehüllt worden war! Schließen wir uns im Geiste für einige Augenblicke ein in dieses Grab! Wie dunkel und stille ist es hier! Welche Abgeschiedenheit! Wie liegt nun Jesus, der gesagt hat: „Ich bin das Leben und die Auferstehung“, so einsam da: blind, stumm und taub! Nun schläft der Held nach seinem Riesenkampfe mit der Sünde! Nun ruht der Himmelsfürst nach seinem heiligen, blutigen Erdenwallen! Die Augen sind geschlossen, aus denen ein einziger Blick den gefallenen Petrus bekehrte, welche wie Wetterleuchten den Sünder trafen und aufschreckten. Diese Augen, diese Spiegel eines unerforschlich hohen Geistes und einer wundervollen Seele sind erloschen. Dieser Mund, der so wunderbar reden und schweigen konnte, bewegt sich nicht mehr. Die Lippen, aus welchen Worte des ewigen Lebens beseligend flossen, sind verstummt. Die Hände, die so viele Kranke geheilt, so viele Kinder gesegnet hatten, sind im Tode erstarrt.

Schön und tiefsinnig sagt der Apostel (Röm 6, 4): „Mitbegraben sind wir mit ihm durch die Taufe auf den Tod.“ Durch die heilige Taufe sollen wir für die Welt und ihre sündhaften Lüfte begraben und abgestorben sein. Der tote Jesus im Grabe predigt uns: der Welt zu sterben und Gott zu leben. Diese stumme Predigt des Gekreuzigten und nunmehr im

Grabe Liegenden ist eindringlicher als die Predigten aller Lebenden. Das Kreuz und Grab Christi mahnen uns zur Verinnerlichung, zur Abkehr von der allzu veräußerlichten weltlichen Kultur. Im „Türmer“¹ ruft ein Tieferblickender von hoher Warte: „Heute habt ihr Strenge und Spannung, aber keine Liebe; heute habt ihr Apparate, Technik, Industrie, Verkehr und kritische Wissenschaft — aber keine Seele.“ „Geblendet vom Glanz ihres irdischen Wohlergehens, treiben die Deutschen dem Abgrunde entgegen, der das Schicksal aller überkapitalistischen Wirtschaft ist: am Reichtum zu sterben.“ Die Armut Christi hat uns reich gemacht, der Reichtum der Welt macht uns innerlich arm. Das Leiden und Sterben Christi hat uns das ewige Leben erschlossen. In Christo ist eine schöpferische Liebe, die nicht nur im Leben, sondern auch noch im Tode gibt, ja, die durch den Tod noch mehr gibt als durch das Leben.

Dr Fr. W. Foerster klagt mit Recht über die Veräußerlichung unserer Kultur und fordert mehr Seelenkultur, Innenkultur als Gegengewicht, ja er scheut sich nicht als Moderner, sogar die Askese wieder der opferscheuen Welt zu empfehlen und ihren großen pädagogischen Wert ins Licht zu rücken. Er schreibt, daß man über der Entfesselung geistiger, technischer

¹ Novemberheft 1910, S. 319.

und wirtschaftlicher Kräfte allzusehr die Kultur des inneren Menschen vergessen habe. Er klagt: „Und diese entfesselten Kräfte werden immer mehr von den niedersten Begehrlichkeiten der menschlichen Natur in den Dienst genommen.“ Der edle Pädagoge Foerster stellt die Frage: „Ob alle jene Errungenschaften des Geistes auch wirklich der Mehrung und Sicherung geistigen Lebens dienen, oder ob sie durch die unerschöpflichen materiellen Genüsse, die sie erschließen, und durch die grenzenlose Steigerung der Bedürfnisse, die sie mit sich bringen, vielleicht am Ende doch nur zur Verrohung und Veräußerlichung des menschlichen Lebens führen?“ Foerster nennt es mit Recht eine Lebensfrage, ob die Menschheit die Kraft hat, ihre technische Zivilisation wieder dem unterzuordnen, was man Kultur der Seele nennt, oder ob all das Wissen und Können nur dem materiellen Raffinement und damit der sittlichen Entartung dienen solle.

Als Christus vor seinem Hingang gegenüber der Großstadt Jerusalem mit ihrem stolzen Tempel und ihren schönen Palästen sinnend stand und die Jünger bewundernd sprachen: „Meister, sieh, was für Steine, welche Gebäude?“ da sprach der Meister: „Kein Stein wird auf dem andern bleiben.“ Er prophezeit den Fluch über Gold und Gestein. In den Augen des alles sub specie aeternitatis betrachtenden Gottmenschen erschien die glänzende äußere Kultur der

Juden und Römer nur als ein vergängliches Spiel, als eittler Menschentand. In seiner Heimat Galiläa flutete Geistesleben aus Abendland und Morgenland zusammen. Politik, Theater, Kunst und Wissenschaft, Dialektik und Rhetorik beschäftigten viele der damaligen Gebildeten wie heute. Aber der mit himmlischer Weisheit von den Bergen der Ewigkeit Herabgestiegene schweigt dazu. Das Schweigen Jesu zu den irdischen Aufgaben der Kultur ist auch bedeutsam. In der Religion Christi liegt ein heimlicher Zwiespalt von religiöser Weltablösung und materieller Kultur: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“ „Ich bin gekommen, Feuer zu bringen auf die Erde, und was will ich anders, als daß es brenne“, sagt der göttliche Heiland. Man möchte das Christentum, sofern es den Wünschen von Blut und Fleisch entgegentritt, gerne als kulturfeindlich hinstellen. Aber wir sagen: gerade weil das Christentum den Wünschen von Fleisch und Blut sich nicht anbequemt, weil es auch den Schmerz mit Heroismus überwinden und das Kreuz freudig tragen lehrt, weil es übermenschlich fordert, weil es uns bis zur Gottähnlichkeit hinaufheben will, ist es kulturschöpferisch im höchsten Grade. Das Christentum erzieht die echten Übermenschen, die *per aspera ad astra, per crucem ad lucem* (durch Kreuz zum Lichte) schreiten. Die Apostel

waren die großen Weltüberwinder. Paulus hat weltüberlegen das Kreuz über der antiken Bildungswelt aufgerichtet. Die weltüberwindenden Lehren und Ideen des Nazareners waren stärker als die Schwerter der Römer. Sie haben auch die Naturkraft der Barbaren und heidnischen Deutschen überwunden. Ein Bernhard von Clairvaux, der aller Dinge sich entäußert hat, der über die Philosophen spottet und die Kunst gering achtet, hat mit seinen großen Ideen die Menschheit seiner Zeit tief erschüttert und gerührt. Christus, der göttliche Kreuzträger, hat den inneren Menschen zur Herrschaft über den äußeren aufgerufen. Er hat das wahre Innenleben, die höchste Seelenkultur gelehrt und vorgelebt. Er zeigte uns den Weg, der zur Unsterblichkeit führt. Er zeigte uns in seinem Wandel das christliche Ideal. Er war der größte Asket, Zölibatär, Kreuzträger und Leidensheros, er hat eben dadurch die Welt überwunden.





Dftern



Osterglockenklang.

In weiten Kreisen ist der Bruch mit der alten christlichen Weltanschauung Lösung. Die Leugnung der Gottheit Christi, seiner Wunder und Auferstehung gehört bei vielen zum guten Ton, gilt ihnen als Zeichen von höherer Bildung und Geisteserleuchtung. Ein bedeutender Literaturkenner und Kritiker¹ setzt hier die Sonde an den wunden Punkt. Er will sagen: Nun gut! Wenn ihr die alte Weltanschauung über den Haufen werfen wollt, dann seid ihr dazu nur berechtigt, wenn ihr eine bessere an deren Stelle setzen könnt. Wenn euch der alte Glaube nicht mehr paßt, dann laßt einmal euren neuen Glauben bei hellem Licht betrachten, wie er beschaffen ist, was für Menschen oder Früchte er zu zeitigen vermag. Bis jetzt aber erscheint euer Ansturm gegen die alte Weltanschauung nur mehr als Modesache, als Phrase. Er schreibt: „Soll der Bruch mit alten Welt-

¹ Adolf Stern, Studien zur Literatur der Gegenwart S. 387.

anschauungen mehr als Phrase und literarische Losung sein, so müssen wir doch irgend einmal und irgendwo die Menschen, die Gruppe, die stille Gemeinde der Gestalten verkörpert bekommen, in denen der neue Glaube etwas anderes hervorruft, als einen malaiischen Wutlauf in Worten gegen die Welt, die lebt und voraussichtlich immer leben wird'."

Hören wir einmal einen solchen Vertreter der Moderne, was für Ideale seine Phantasie an Stelle der alten lästigen christlichen gesetzt haben will. Gerhart Hauptmann läßt in seiner „Versunkenen Glocke“ den Meister Heinrich sprechen: er wolle ein neues Glockenspiel schaffen, das „mit wetternder Posaunen Laut aller Kirchen Glocken verstummen machen“ und „die Neugeburt des Lichtes in der Welt“ jauchzend künden soll. „Der Dienst der Täler“ lockt ihn nicht mehr. Er fühlt sich als Mensch und Künstler in den Talniederungen der christlichen Moral und des Kirchenglaubens gehemmt. Kautendelein („halb Kind, halb Jungfrau“) hat's ihm angetan. Darum zerbricht er die Schranken der hergebrachten Sitte und Sittlichkeit, verläßt Weib und Kinder. Jetzt kann er die alten Kirchenglocken nicht mehr hören, denn sie wecken sein Gewissen auf, sie rufen die vor Kummer gestorbene rechtmäßige Gattin und die Gestalten seiner Kinder, welche einen Wasserkrug mit den Tränen ihrer Mutter schleppen, vor sein

geistiges Auge. Fragen wir nun: Was weiß Gerhart Hauptmann als Vertreter der Moderne an Stelle der christlichen Ideale zu setzen? Was für Gestalten winken auf den Bergeshöhen, nach denen sich Glockengießer Heinrich oder der Dichter G. Hauptmann hingezogen fühlt: ein unreifes, kokettierendes „Rautendelein“, der sinnlich-lüsterne „Wassergreis Nickelmann“, der bocksbeinige „Waldschrat“ und eine alte, über Pfarrer und Christenglauben spöttelnde „Buschgroßmutter“. Wahrhaftig, nach diesen „Bergeshöhen“, wo solche Wesen hausen, mögen sich höchstens phantastische Träumer, lüsterne Lebemänner und Wüstringe hingezogen fühlen. Alle sittlich gesunden Menschen, alle edlen Charaktere wenden sich davon mit Entrüstung ab. Worin besteht also diese neue Kultur, diese „Neugeburt des Lichtes in der Welt“, welche das neue Glockenspiel des Meisters Heinrich kündigt? Im Sinnendienst und Sinnenkult, im zügellosen Sichausleben über alle Schranken von Religion und Moral hinweg, mit einem Wort: im Götzendienste des Fleisches. Dazu also will man „mit wetternder Posaunen Laut aller Kirchen Glocken verstummen“ machen!

Wenn G. Hauptmann am dürren, blutigen Kreuze Christi Anstoß nimmt und den sonderbaren Wunsch ausspricht, der Heiland möge lieber „lachend in den Maien“ als sinnensfroher Jüngling herabsteigen, so

erwidern wir mit Freiherrn v. Grotthuß¹: „Nie wird der Heiland ‚in den Maien‘ ichsüchtiger Sinnenbrunst herabsteigen. An uns ist es, zu seinen Höhen emporzusteigen, an seinem Kreuze uns aufzurichten.“ — Wir gläubige Christen stehen jeden Karfreitag weinend an seinem blutigen Kreuze und bedecken es mit unsern Küssen und Blumen; wir stehen heute am Ostermorgen frohlockend an seinem leeren Grabe, jauchzen und singen unsere Osterfreude, unser Alleluja hinaus in alle Welt. Uns zieht's zu des Labors Höhen, dessen Lichtglanz und Herrlichkeit ein Raffael zu malen versucht hat, aber kein sterblicher Pinsel zu malen vermag. Uns zieht's nach jenen Sternenstraßen, welche Dantes Feuergeist besungen hat. Wir pilgern und streben nach jenen überirdischen Höhen, wohin Christus der Auferstandene uns vorangegangen ist, wo Franziskus, Bernhardus, Benediktus, Maria, Theresia, die Jungfrau von Orleans und all die vielen tausend Adelsmenschen, diese Fürsten des Geistes und Herzens, den Sternen gleich leuchten und funkeln. — Mögen einzelne oder ganze Gesellschaften die Kirchenglocken verstummen machen wollen, weil sie ihnen wie lästige Gewissensmahner in den Ohren klingen. Die Kirchenglocken werden nicht mehr

¹ Probleme und Charakterköpfe S. 126.

verstummen, sie werden alle Sonn- und Feiertage erklingen und von der unbezwingbaren Macht des in der Kirche fortlebenden Gottmenschen laut und feierlich Zeugnis geben, bis zu dem Tage, an welchem die Posaunen zum Gerichte blasen, bis zu der Stunde, da Gott selbst, der Allgewaltige, mit seinen Elementen und Stürmen, mit Meeresrauschen und Donnerkrachen den großen Sterbetag der Erde einläuten und eine wirkliche und wahre Neugeburt des Lichtes jauchzend künden wird.

Wie schön, wie feierlich findet der edle Mensch schon den gewöhnlichen Sonntagsglockenklang! Wie ergreifend ist es, wenn der ideale Dichter Uhland den Schäfer am Sonntagmorgen singen läßt:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur!
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.
Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n.“

Aber noch viel ergreifender, erhabener und majestätischer ist der Osterglockenklang. Die Riesenglocken unserer Dome und Kathedralen rufen es mit dröhnendem, mächtigem Basse, wie alle die tausend Glocken unserer Pfarrkirchen mit ihren hellen und tiefen Stimmen, sie rufen's über Städte und Dörfer,

über Seen und Berge in jeden Palast und in jede
Hütte hinein: .

„Christus ist erstanden,
O freut euch, Christen!
Er erhebt aus seinem Grabe sich und lebt.
Er lebet ewig, stirbt nicht mehr.
Ihm bringet Lob und Dank und Ehr’!
Alleluja! Alleluja!“





Der Unsterblichkeitsdrang im Menschen.

Es ist dem Menschen kein Ding so begehrlieh, so lieb als das Leben. Je näher ein Lebewesen dem Tode kommt, um so peinlicher wird es für dasselbe. Die Menschenseele ist ein Wesen, das hienieden nie voll befriedigt wird. Der Menscheng Geist lebt sich hienieden nicht aus. Der Verstand wird nicht satt: je mehr Schleier wir von den Geheimnissen der sichtbaren Welt abziehen, je mehr Rätsel der Natur wir lösen, um so mehr neue Geheimnisse, neue Rätsel treten vor unsern denkenden Geist. Je mehr wir mit dem Mikroskop die Wunder der Kleinwelt ergründen, je mehr wir mit dem Fernrohr die Himmelsräume durchsuchen und durchforschen, um so mehr tun sich uns neue Wunderwelten im kleinen wie im großen, im Mikrokosmos wie im Makrokosmos auf. Im Vorwärtstürmen und Tieferdringen wächst uns das Land des Unbekannten ins Unermeßliche. Je mehr wir hineinleuchten in das Was und Wie der Dinge, je mehr wir mit verbesserten Instrumenten hinaufleuchten in die Sternenhaufen und endlosen

Weltenräume, um so riesenhafter wächst vor uns das Unerforschliche. Also schon das sichtbare Gottesreich ist für den forschenden Menscheng Geist voll von Weisheit und voll von Rätseln, voll von Gotteslicht und undurchbringlichen Geheimnissen, voll von Sternenschimmer und Sternennebel. Die Wissenschaft leuchtet wohl von Abgrund zu Abgrund mit ihrer Fackel, sie durchmischt mit ihren Telegraphen und Telephonen die Länder und Meere der Erde, aber der Naturforscher muß schon bei ganz einfachen Fragen: Was ist Stoff? Was ist Kraft? Was ist Licht, Elektrizität? usw. verstummen und sprechen: Ignoramus et ignorabimus — „Wir wissen es nicht und werden es nicht wissen“. Die Philosophen müssen mit Kant bekennen: Wir wissen nicht, was das Ding an sich ist. Die Wissenschaft hat ihre Grenzen, wo sie schweigend stille stehen muß vor dem Unerklärlichen, vor dem Unbegreiflichen. Wo aber die Fackel der Wissenschaft in Dunkel und Nacht erlischt, da ergreift der Glaube, die Religion die Fackel und leuchtet frisch und hell hinüber über den Kirchhof der Erde, hinauf in neue Welten: Geisterreiche der Wahrheit und des Lichtes.

Wie die Erkenntnis, so treibt auch das Gefühl ins Unendliche. Das Herz wird hienieden so wenig gesättigt wie der forschende Geist. Wenn der Mensch alle Schönheit in Natur, Kunst

und Theater geschaut hat, sein Auge wird nicht satt davon. Wenn er alle Länder und Meere durchreist und betrachtet hat, es geht ihm schließlich wie dem Schwanenritter in Wagners „Lohengrin“, er findet das gesuchte Glück nicht hienieden, er kommt sich vor wie ein Pilger aus fremdem Lande, der für ein Götterreich bestimmt ist. Kunst und Schönheit, irdische Liebe und feinste Kultur, sie füllen das Herz nicht aus. Darum sprach schon König Salomo: „Ich sammelte mir Silber und Gold und alle Schätze der Könige und Länder. Aber in allem sah ich Eitelkeit und Geistesplage und daß nichts von Dauer sei unter der Sonne.“ Der hl. Augustinus schrieb: „Unser Herz ist unruhig, bis es in Gott seine Ruhe findet.“ „Denn Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen“, so heißt es im Buche der Weisheit (2, 23). — Die größten und vornehmsten Geister aller Zeiten von Sophokles, Plato bis zu Kant, Goethe, Herder, Foerster haben sich vor dem Ewigen verbeugt und an ein Fortleben nach dem Tode geglaubt. Goethe schloß aus dem unendlichen Tätigkeitsdrange des Menschengeistes auf dessen Unsterblichkeit. Er sprach zu Eckermann¹: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriff der Tätigkeit, denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form

¹ Vgl. Gespräche mit Goethe I 387.

des Daseins anzuweisen.“ Ein andermal sprach er das schöne Wort¹: „Ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben tot sind, die kein anderes hoffen.“ — Der berühmte Philosoph Kant hat geschrieben: „Zwei Dinge sind es, die des Menschen Gemüth immer wieder mit neuer Bewunderung erfüllen: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Ja, der Sternenhimmel über uns lehrt uns, daß mit dem kleinen Planeten „Erde“ das Leben nicht abgeschlossen ist. Dort steht's geschrieben wie mit großen goldenen Buchstaben in Feuerschrift, daß es außerhalb unserer Erde noch viele Dinge gibt, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Jesus Christus, der Auferstandene sagt es uns deutlich mit dem Worte: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen.“ Für uns Christen ist das Wort vom Himmel zum eigentlichen Kriegs- und Siegeswort geworden. „Es wogte hin“, schreibt Bischof v. Keppler, „durch die düstern Gänge der Katafomben, es hallte wider auf der blutbefleckten Arena, und als die Kirche emporgestiegen war aus den Tiefen der Erde, als das Kreuz auf den Zinnen der Tempel und den Kronen erglänzte, da schwoh es mächtig an zum brausenden Triumphgesang der christlichen Völker.“

¹ Eckermann, Gespräche mit Goethe I 108.





Das Jenseits in der Dichtkunst.

Es ist kein Zufall, daß gerade die größten Dichter in ihren vollendetsten Dichtungen dem Jenseits, dem Transzendenten sich zugewandt haben. Während z. B. die ganze Zeit des griechischen Tragikers Sophokles an ein Fortleben nach dem Tode nicht glaubte, hat die gereifteste Tragödie dieses Dichtergreises, „Odipus auf Kolonos“, wegen des darin zur Geltung kommenden Jenseitsglaubens etwas Ergreifendes. Nachdem der Dichter den König Odipus uns gezeigt hat, wie er in seinen vielen, schweren Schicksalsschlägen und Prüfungen starkmütig gelitten und geduldet hat, läßt er ihm als blindem, müdem Erdenpilger auf Kolonos (seiner Heimat) eine überirdische Verklärung, eine selige Entrückung von der Erde zuteil werden.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß Sophokles, der alte Heide Griechenlands, und Goethe, den man so oft schon einen „modernen Heiden“ genannt hat, daß diese beiden Dichter, welche in so vielem sich ähneln und gesund bis ins höchste

Greisenalter ein schönes, ruhmvolles Leben führten, gerade in ihren größten Kunstwerken am Abend ihres Lebens den Blick hinübergerichtet haben in das fremde Land der Ewigkeit. Es ist bedeutsam, daß der größte deutsche Dichter, der sonst nicht gerade auf dem Standpunkt des christlichen Glaubens stand, doch für sein größtes Lebens- und Kunstwerk, das Drama „Faust“, die christliche Auferstehung bzw. Himmelfahrt als schönsten und besten Schluß erachtet und gewählt hat. Nachdem Doktor Faust im ersten Teil alle Sinnengenüsse durchgekostet und dabei den Frieden und das Glück nicht gefunden, nachdem er sodann im zweiten Teil die Brust gereinigt „vom erlebten Graus“ und sich positiv durch Werkthätigkeit (Kulturarbeit) den Mitmenschen nützlich erwiesen hat, läßt Goethe seinen Helden Glück und Ruhe in einem Jenseits finden. Man mag die Himmelfahrt von Goethes Faust etwas unvermittelt und allzuplötzlich finden, man mag insbesondere vom katholischen Standpunkt als notwendige Voraussetzung zur Rechtfertigung und Heiligung eine klar hervortretende Sünden-erkenntnis und Bußgesinnung bei Faust vermissen, soviel ist aber sicher, daß diesem größten deutschen Dichter die transzendente Weltanschauung des Christentums sehr imponiert haben muß, sonst hätte er nicht für seinen größten Helden die Versöhnung und Berklärung daraus entnommen. Der Osterglockenton und

der erhebende Chorgesang „Christ ist erstanden“ hat schon im ersten Teil dem grübelnden und mit Selbstmordgedanken kämpfenden Faust das Leben gerettet.

Calderon, der berühmteste Dramatiker Spaniens, hat in seinem tragischen Meisterwerk „Der standhafte Prinz“ allem Irdischen einen Totenfranz gewunden und von dem weiten, gräberreichen Kirchhof der Erde auf die unvergängliche Heimat der Seelen hingewiesen. Er läßt diesen im Glauben standhaften und im schwersten Leiden heldenmütig ausdauernden Prinzen nach seinem Tode als Geist wieder auferstehen und im Ordensmantel mit leuchtender Fackel dem christlichen Heere voranziehen.

Richard Wagner, der gefeierte Musiker des 19. Jahrhunderts, läßt seinen Gralsritter „Parsifal“, weil er die Verführungskünste der Welt überwunden hat, keusch und rein geblieben ist, zum ewigen Lichte gelangen. Im dritten Akte, in dem er seinen Parsifal zum Himmel fahren läßt, weil er die höchste Reinheit und Weisheit sich erworben hat, beschreibt uns Wagner in entzückenden Bildern und Tönen die himmlische Seligkeit. Er drückt in diesem seinem letzten Musikdrama aus, daß der Mensch durch die Sünde, besonders durch das unreine sinnliche Verlangen, das Göttliche in sich besudelt und entweiht hat, daß dagegen in des reinen Parsifal Händen der heilige Gral (die Abendmahlschale mit dem Blute Christi) überirdisch

strahle und mit seinem Purpurscheine die betend auf die Knie gesunkenen Gläubigen überflute. Er gibt darin seiner höchsten moralischen und religiösen Überzeugung am Abend seiner Pilgerbahn Ausdruck, daß dem reinen, heiligen Toren, der dem unreinen egoistischen Verlangen, den sinnlichen Trieben entsage und dem heiligen Gral, dem Blute Christi, Treue geschworen, der Himmel offen stehe, daß es eine selige Wiedergeburt gebe für die irrende, sündhafte, aber aufwärtsstrebende Menschheit.

Dante, der größte und tiefsinnigste Dichter Italiens, führt uns in seiner „Göttlichen Komödie“ durch die Wunder und Lichter der Sternenwelt von einer Stufe der Seligkeit zur andern. Er beschreibt uns die strahlenden Leiber der Seligen und deren endlose, unbeschreibliche Wonnen.

Aber ohne Christus, ohne die Auferstehung Christi hätte Dante nicht seine „Göttliche Komödie“, Calderon nicht seinen „Standhaften Prinzen“ und Goethe nicht seinen „Faust“ schreiben können.

Das, was der höchste Flug der Phantasie eines Dichter- oder Künstlergenies nur dämmernd ahnen oder erträumen konnte, das hat Jesus Christus durch sein Leiden und Sterben, durch seine Auferstehung und Himmelfahrt zur Wahrheit und Wirklichkeit gemacht. Die wahre, hoch-

erhabenste, rührendste und erschütterndste Tragödie ist die, welche sich am Ölberg und auf dem Kalvarienberg unter Pontius Pilatus abgespielt hat. Sie übertrifft an Größe, Schönheit und Wert alle erdichteten Dramen unserer gefeiertsten Poeten um Bergeshöhe, ja um Himmelhöhe. Was ist die „Göttliche Komödie“ Dantes gegenüber der wirklichen Auferstehung Christi, seiner Himmelfahrt und seinem seligen ewigen Reiche? — Das Stammeln und Fallen eines Kindes. Was ist die Transfiguration Christi von Raffael, dieses farbenprächige Gemälde, gegenüber dem wirklichen Himmel? Was ist die bezauberndste und berauschendste Musik, z. B. eines Richard Wagner, gegenüber den himmlischen Chören und Harmonien? Was ist alle Schönheit unserer Erndome aus Stein oder Marmor gegenüber dem im Golde ewigen Lichtglanzes flimmernden Sternendome? Was ist alle vergängliche Schönheit auf Erden, aller Glanz unserer Kunst, von Dichtkunst, Malerei, Bildnerei, Baukunst und Musik gegenüber, dem, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört!“





Die Tatsache der Auferstehung.

Überall Sonnenschein! Überall ein Erwachen der Natur! Wo kurz zuvor noch Winterschlaf und Leichenstarre war, da zeigt sich jetzt wieder frisches Leben und Auferstehen. Wo vorher kahle, fahle Felder und Wiesen lagen, da sieht man jetzt wieder frische Gräser sprossen und grüne Flächen im Sonnenschein glitzern. Der Totenengel des Winters ist vorübergezogen, und der Lebensengel des Frühlings hat die Erde wieder wachgeküßt. Da, wo kurz zuvor noch ein weißes Leichentuch ausgebreitet war, zeigt sich jetzt ein farbenhunder Teppich mit weißen, roten, gelben und blauen Blumen. Die Sträucher und Bäume treiben ihre Knospen, Blätter und Blüten, und in ihren Zweigen singen die Frühlingsboten ihre fröhlichen, lustigen Lieder, ihr Alleluja. Da und dort schlüpfen auch schon bunte Falter, schöngezeichnete Schmetterlinge aus ihren Totensärgen, den Puppen, hervor. Selbst der Kirchhof, der Totenacker, schmückt die Gräber aufs neue wieder mit jungem Grün und dichten Rosenhecken und Blumengewinden.

Schon die Auferstehung der Natur aus Winter-schlaf und Totenstarre weist uns Menschen auf ein Fortleben nach dem Tode hin. Aber nichts verbürgt uns das ewige Leben so sehr als die Tatsache der Auferstehung Christi. Zu viele Beweise, zu solide Zeugen haben wir für diese Tatsache, als daß sie von Ungläubigen oder Zweiflern weggeleugnet werden könnte. Zuerst haben diese versucht, Christus für scheinot zu erklären, allein der Lanzenstich, der Blut und Wasser als sicheres Totenzeichen ergab, macht diesen Versuch zu Schanden. Schon das Leere Grab, d. h. der Umstand, daß man nirgends auf Erden den Leichnam Christi oder ein Glied, eine Reliquie von diesem Leibe finden konnte, sollte den Auferstehungsleugnern zu denken geben. Auch die von feindlicher Seite ans Grab gestellten Wächter haben durch ihre Lüge sich selbst widerlegt und für die Auferstehung gezeugt. Jetzt suchen sich die Gottesleugner damit hinauszuhelfen, daß sie sagen, die Apostel hätten durch Sinnestäuschung, durch Auto-Suggestion sich lebhaft eingebildet, den Auferstandenen gesehen zu haben. Aber zu solchen Selbsttäuschungen waren diese Arbeiter und Fischer viel zu nüchterne Naturen. Dann ist der Heiland nach der Auferstehung zu vielen und zu oft erschienen, als daß man jedesmal eine krankhafte Einbildung oder Selbsttäuschung annehmen könnte. Der Auferstandene ist erschienen der Magdalena, den

zwei Jüngern, die nach Emmaus pilgerten, dem Petrus, den versammelten Aposteln bei verschlossener Türe und zuletzt auch dem ungläubigen Thomas, der sagte, er glaube erst, wenn er den Leib des Auferstandenen betastet habe. So mußte sogar ein Ungläubiger unter den Aposteln sein, damit die Ungläubigen späterer Zeiten keinen Grund und keine Entschuldigung mehr für den Unglauben haben könnten. Sodann, für ein bloßes Phantasiebild, für eine Selbsttäuschung wären doch sicherlich die Apostel nicht in den Martiertod gegangen!

„Wie die Sonn' wir goldumflossen schauen,
Taucht sie auf aus dunklem Schoß der Nacht:
So trittst du beim frühesten Morgengrauen
Aus der Gruft in lichter Himmelspracht.

Dich begrüßt mit seligem Frohlocken,
Bonnetrunken deiner Kinder Schar,
Die der Feierklang der Osterglocken
Freudig ruft zum festlichen Altar.

Deine Schatten, Grab, nicht fürder schrecken,
Du bist morscher Hülle düster Bett,
Bis des jüngsten Morgens Strahlen wecken
All', so schlummern an geweihter Stätt'."

(„Lichtwellen" von R. Egler.)

In diesem Auferstehungsglauben erscheinen wir wie Kinder, die aus Gottes Hand geboren, an Gottes Hand wandelnd hinüberschlummern in Gottes ewigen Garten.

Wenn der Magdalena Christus in Gärtners-
gestalt erschienen ist, so ist der Heiland in der That
ein himmlischer Gärtner, der gleichsam im Abendlichte
wandelt durch der Erde Beet und die Toten ein-
sammelt gleichsam als lichte Blumen oder goldene
Früchte für seinen Himmelsgarten, das ewige Paradies.





Der unerschöpfliche Wert der Persönlichkeit.

Wie man nach langer, trüber, kalter Winterszeit nach dem heitern, blumenreichen Frühling sich sehnt, wie man nach vielen Nebeltagen und langer, bleierner Wolkenschwere das Himmelsblau mit dem goldenen Sonnenauge freudig begrüßt, so kann man nach der ernstesten Fastenzeit und dem schwarzen Karfreitag den Ostermorgen kaum erwarten. Auf Labors Höhen, im lichten, frohen Verklärungschein gefiel es Petrus; da sprach er: „Lasset uns drei Hütten bauen!“ Aber auf Golgatha, am Fuße des Kreuzes sah man ihn nicht. So sind wir Menschen, die wir noch nicht ganz abgetötet sind und uns noch nicht zur Heiligkeit durchgerungen haben. Die Freude, das Licht, die Sonne sind uns lieber als der Schmerz, das Dunkel und die Nacht. Den Osterglockenklang hören wir lieber als die Karfreitagsklapper. Den Auferstandenen sehen wir lieber als den Gefreuzigten. Der Schmerz ist nur als Durchgangsstation (Läuterungs-, Sühnungsprozeß) begreiflich.

Der gekreuzigte Heiland wäre für uns kein Heiland, kein Heilbringer, kein rettender Messias gewesen,

wenn er nicht aus Grabesgruft zu neuem Leben erstanden, wenn er nicht als Sieger über Sünde und Tod glorreich hervorgegangen wäre. Warum übt das Grab Christi einen geheimnißvollen Zauber auf uns aus wie kein anderes Grab? Warum küssen wir die Wunden des Gekreuzigten, warum schmücken wir noch nach Jahrhunderten und Jahrtausenden dieses Grab mit unsern schönsten Blumen, mit zahllosen Lichtern und farbigen Leuchtkugeln, warum beten wir stundenlang in Andacht versunken vor diesem Leichnam? Nur deshalb, weil wir in ihm den aus dem himmlischen Vater und Heiligen Geist hervorgehenden Gottessohn sehen. In die dunkle Karfreitagsnacht wirft schon die Ostersonne ihr Frührot herein. Warum sinken wir auf die Knie nieder vor dem heiligen Kreuz und beten den Gekreuzigten an? Weil wir wissen, daß derselbe Gottmensch, der als Mensch litt und starb, nach kurzer Zeit als Gott in ewiger Jugend und Schönheit auferstanden sein wird. Warum hört die katholische Christenheit nicht auf, jedes Jahr aufs neue den todesblassen, mit Blut und Wunden bedeckten Leib Christi zu küssen und einzigartig zu verehren? Weil sie weiß, daß er die Wohnung des Gottessohnes, die Herberge der zweiten göttlichen Person ist, daß er nach kürzester Zeit in einen verklärten, wonnedurchströmten, ewiglebenden und lebenspendenden Leib verwandelt sein wird.

Eine Heilige sagte, daß gegen den Verklärungsglanz des auferstandenen Heilandes ihr der Schnee wie schwarz und die Sonne wie dunkel erschienen sei. Gewiß, eine menschliche Feder und ein menschlicher Pinsel sind nicht im stande, die himmlische Schönheit und Herrlichkeit des Auferstandenen zu schildern oder zu beschreiben. Da versagt selbst der Pinsel und das Genie eines Raffael. Wohl verstanden gottbegnadete Künstler, Jesum als göttliches Kind in lieblicher Schönheit und als Mann der Schmerzen in wundervoller Hoheit zu malen oder in Marmor zu meißeln. Aber das Bild des Auferstandenen hat noch keiner dargestellt, daß es vollauf befriedigte oder der Wahrheit entspräche. Wo die Herrlichkeit, der Glanz der Gottheit anfängt, da sind die Menschen stammelnde und taumelnde Kinder.

Aber wenn wir auch keine Ahnung, keine Vorstellung haben von der verklärten Leiblichkeit des Gottmenschen, es genügt uns zu wissen, daß Christus von den Toten auferstanden ist. Das ist der Trost unserer Kirche, in welcher der Heiland weiterlebt, welche ihm nach — den Kreuzweg pilgert. Das ist der Trost unserer Kirche, welche da und dort wieder den alten garstigen Ruf hören kann: „Gib uns den Barabbas los!“ „Uns Kreuz, ans Kreuz!“ Die Kirche ist der mystische Leib Christi. Der Diener soll es nach dem Worte Christi nicht besser haben als der Herr. Wenn die katholische

Kirche verfolgt und gehaßt wird wie keine andere Religionsgenossenschaft, so ist sie sicher, daß sie die wahre Nachfolgerin ihres Heilandes ist, und daß über den Olberg und Kalvarienberg der Weg zum Himmel führt. Den bestgehaßten Dienern der Kirche, an welchen das Wort Christi: „Die Welt wird euch hassen“, in Erfüllung geht, gilt auch das andere Wort des Meisters: „Fürchtet euch nicht! Ich habe die Welt überwunden.“

Für Gelehrte und Künstler gibt es nichts Höheres als die Unsterblichkeit. Aber es ist doch nur eine hohle und vergängliche Unsterblichkeit, fortzuleben in Büchern, in Bildern von Stein, Leinwand oder Erz. Denn alle Bücher und Kunstwerke werden einmal beim großen Weltbrand in Feuer und Flammen aufgehen. Rauch ist alles irdische Wesen.

Nur im Christentum, in seiner individuellen Unsterblichkeitslehre kommt der (in unserer Zeit so hochgeschätzte) unerschöpfliche Wert der Persönlichkeit zur Geltung. Wenn wir bei allem irdischen Treiben stets nach oben schauen, wenn wir in dunkeln und lichten Tagen, frohen und trüben Stunden das Ewige nicht aus den Augen verlieren, wenn wir an den Auferstandenen glauben und fest auf ihn hoffen, dann dürfen wir wegen unserer Zukunft unbekümmert sein und auf ein fröhliches Ansiedeln im Himmel rechnen, denn in unseres Vaters Reich sind viele Wohnungen.



Christus die Geisterpersonne.

Motto: „Über den Sternen wird es
einst tagen.“

Die ganze Welt war einst ein großes Nachtgrab, eine endlose, schwarze Wüste. Da kam der wehende und webende Geist Gottes und sprach das schöpferische „Werde“: Es werde Licht! — Licht! O was liegt nicht alles in diesem einen kleinen Worte! Mit dem Licht kam das Morgen- und Abendrot. Mit dem Licht kam die Schönheit und bunte Mannigfaltigkeit der Farben, der Regenbogen, all die vielen Nuancen und Schattierungen von Hell und Dunkel. Der erste Lichtstrahl! O welch ein Entzücken! Mit der Sonne kam ein unennbares Morgengefühl in die Schöpfung: im Lichte Gottes schmückte sich die Erde zum erstenmal mit dem frischen Grün, zogen die Blumen ihre bunten, schönen Kleider an, denn sie sind aus Licht und Sonnenstrahlen gewoben; im Lichte schüttelten und zeigten die Vögel ihr farbenfrohes Gefieder, hüpfen und spielten die Tiere der Luft, des Waldes und Wassers. Wie wunderbar glänzt und strahlt die Sonne als Ewiglichtlampe, wie

lieblich leuchten und blinken die Sterne als tausend-jährige Kerzen Gottes am unermesslichen Himmelsdome! Ohne Licht war die Welt tot, war sie nur ein im Dunkeln harrender und starrender Tempel Gottes.

Nun aber, seitdem Gott gesprochen: „Es werde Licht“, war der Mitternachtschauer, die lange, bange, eisigkalte Nacht vorüber, der junge Tag war erwacht. Leben und Freude, Ordnung und Schönheit war eingelehrt. Ach, wie herrlich stand der Mensch da am Schöpfungsmorgen im Lichte, als Ebenbild Gottes im Paradiese! Wie rein, groß und schön mußte dem reinen Menschen die unverdorbene Natur als Tempel und Spiegel Gottes erscheinen! — Aber ach, durch die Sünde ist wieder so viel Nebel, Dunkel und Nacht in Natur und Menschengestalt gekommen: durch die Sünde ist das Herz des Menschen und die Erde verunreinigt, getrübt und entstellt worden.

Darum hat Jesus Christus auf Golgatha die Sünde und den Tod überwunden und mit seiner Auferstehung uns ein neues Lichtreich eröffnet. Das war gut, denn das, was wir jetzt an Licht haben, ist alles dem Tode, der Vergänglichkeit verfallen. Die Sonne erbleicht einmal, der Mond wird seinen Schein einst nicht mehr geben, und die Sterne werden am jüngsten Tage vom Himmel fallen.

Von der Verklärung Christi auf Tabor heißt es im Evangelium: „Sein Antlitz glänzte wie die Sonne,

und seine Kleider waren weiß wie Schnee." Im Johannesevangelium wird Christus mit Recht das Licht der Welt genannt, und in der katholischen Kirche wird in der Osterzeit die Lichtgestalt Christi durch die große Osterkerze versinnbildet. Christus der Auferstandene ist die wunderbar schöne und hell leuchtende Geisterpersonne, von welcher die Seligen des Himmels ihr Licht und ihre Schönheit haben. Als Dante, der von Beatriz in den Himmel geleitet wird, staunend fragt, ob denn das starke, intensive Licht nicht die Augen des auferstandenen Körpers blenden werde, wird ihm geantwortet, daß die Organe des neuen Leibes dem wachsenden Licht entsprechen werden.

Dante sieht die Seligen des Himmels wie einen Kranz von Lichtern schweben und tanzen:

„Und wie beim ersten Abendnahe klar
Sich neue Lichter an dem Himmel zeigen —
So schienen neue Wesen aufzusteigen
Vor meinem Blick und einen Kreis zu ziehen
Rings um der beiden andern Kreise Reigen.
O heiligen Geistes wahrhaft Flammensprühen,
Wie stand es plötzlich glänzend vor mir da,
Daß mein geblendet Aug' nicht trug sein Glähen!“

Wie dem staunenden Blick des Menschen am Abendhimmel Sternenbilder auf Sternenbilder, Sternenstraßen auf Sternenstraßen sich erschließen, so sieht der gotterleuchtete Dante in seinem „Paradies“, wie immer wieder neue Scharen von Seligen gleich Lichter-

reigen und Sternenbildern an ihm vorüberziehen. Je höher die Phantasie Dantes auf den Stufen der Seligkeit emporsteigt, um so blendenderes Licht und um so strahlendere Schönheit nimmt er wahr. Er sieht die seligen Geister wie Lichtschimmer im goldfunkelnden Kreuze Christi sich bewegen. Er hört sie wunderbare Chorgesänge singen. Er sieht, wie die Liebe aus ihren Leibern funktelt. Er bemerkt die hl. Dominikus und Franziskus als Geisterfürsten mit ihren frommen Scharen. Er sieht im Jupiter die gerechten Regenten thronen, er bemerkt im Saturn die beschaulichen Einsiedler mit Petrus Damianus an der Spitze usw. usw. Als dann Dante in einem besonders hellen Lichtkreis den hl. Benedikt hat schauen dürfen, fordert ihn seine Führerin auf, ehe sie weiter in die Höhen der Himmel steigen, noch einmal auf die Erde tief unten zurückzuschauen, wie sie so winzig klein als „ein Tännlein“ (eine kleine Tonne) erscheine, „wo wir unsern Hochmut pflegen“ (23. Gesang). Dann weist ihn Beatrice wieder nach oben, aufzuschauen

„... zum schönen Garten dort,
Der sich durch Christi Strahl mit Blumen schmückt.
Dort ist die Rose, in der Gottes Wort
Zu Fleisch geworden; hier die Lilien, deren
Geruch geführt zum guten Wege fort.“

Nachdem wir mit Dante den Himmelsgarten, in dem die Rose Maria und die Lilien der Apostel

besonders schön erblühen, bewundert haben, zeigt er uns den Triumphzug Christi selbst, der als Sonne die andern Seligen erleuchtet:

„Wie mitten in der ewigen Sterne Reigen
In heitern Vollmondnächten Trivia lacht,
So über tausend Leuchten sah voll Pracht
Ich eine Sonne, die ihr Licht erzeugte
Wie's unsre mit den Himmelslichtern macht.
Es schien durch des lebendigen Lichtes Leuchte
So hell die strahlenreiche Wesenheit
Ins Auge mir, daß ich's geblendet beugte.“

Was hier der berühmte Dante in seiner „Göttlichen Komödie“ geschildert hat, ist nur ein Schattenbild, nur ein Nebelstreifen von der wahren Herrlichkeit, von dem ewigen Lichtreiche Christi. Er sagt ja selbst vom Menschengeniste auf Erden: „Der Geist, hier (im Himmel) Licht, ist auf dem Erdengrün nur Nebel“ (21. Gesang).





Das höchste Ideal.

Unsere Zeit leidet sichtlich unter dem Materialismus. Sehr viele moderne Menschen wollen nichts von Idealen wissen; und doch hat Dr v. Stephan ganz recht, wenn er sagt: „Nehmt uns die Ideale, so leert ihr die Welt aus und alles stürzt um.“ Der Philosophieprofessor Dr Stein in Bern behauptet zwar, die Ideale seien nur im Laufe der Jahrhunderte von der Menschheit selbst geschaffene Illusionen; aber mit dem gleichen Recht oder mit mehr Recht kann man sagen: diese Ansicht des Berner Philosophen ist selbst nur eine Illusion.

H. A. Grävell stellt im „Hammer“¹ einen interessanten kulturhistorischen Vergleich an. Er schreibt daselbst: „Man blickt mit Verachtung auf ‚das finstere Mittelalter‘ mit seinem ‚Raubrittertum‘ und ‚Faustrecht‘, seinem ‚Möhlerglauben‘ und seinem ‚Autoritätsfanatismus‘. . . . Aber ich fürchte, es wird einmal eine Zeit kommen, wo man unsere Zeit ganz ähnlich

¹ Jahrg. 1904. Herausgeber Th. Fritsch in Leipzig.

einschägen wird, wo man unsere stolze Wissenschaft finster und oberflächlich finden wird, wo man glauben wird, daß bei uns Raubritter sich ungestraft breit machten, die den Armen und Kleinen das tägliche Brot abnahmen. . . . Was aber als Hauptkennzeichen unserer demokratischen Epoche angesehen wird, das ist der gänzliche Mangel an ritterlichem Gefühl. Den hat uns der Industrialismus, der Schachergeist, das Hebräertum, der allgemeine Egoismus gründlich abgewöhnt." — „Wer noch etwas Höheres anerkennt“, fährt Grävell fort, „als was er mit den leiblichen Augen sehen, was er wägen und messen kann, wer ein Ideal hat, der wird wie ein Wundertier angesehen und womöglich mitleidig belächelt.“

Seele, Unsterblichkeit, Gottheit verwirft man engherzig, weil man diese Dinge nicht greifen, nicht wägen und messen kann. Dabei ahnt man gar nicht, wie schrecklich enge dieser Horizont ist. Sonst gilt es als modern, Luft und Licht hereinzulassen in die Häuser, Schulen, Gemeinde- und Staatsanstalten. Aber gerade das, was dem Menschengeist und -herzen Luft und Licht gibt, was sie erheben kann, die Höhenluft und das Himmelslicht der Religion, will man denselben verwehren und entziehen. Das nennt man dann noch bei der modernen Umwertung aller Werte (Begriffsverwirrung)

eine Kulturfördernde Tat, einen Fortschritt. Aber wir rufen mit dem Dichter Karl Gerok:

„Duft und Licht der freien Seele,
Wenn sie kühn die Schwingen hebt,
Nach des inneren Sinns Befehle
Zu den höchsten Sternen strebt.“

Sonst gilt es als wissenschaftlich, nur den Fachmann in seinem Fach gelten zu lassen. Aber auf dem Gebiete der Religion und Theologie will jeder Stümper sich ein Urteil anmaßen. Es gehört schon an sich „zur strengen Wahrheitsliebe, sich ein Urteil zu versagen auf einem Gebiete, auf welchem man nicht kompetent ist oder besondere ‚persönliche Fehlerquellen‘ für die objektive Auffassung hat“, schreibt Foerster¹. „Wenn die Naturforscher diese Fehlerlehre selber auf ihre ganze geistige Haltung anwenden würden, könnte mancher unnötige Streit zwischen Religion und Wissenschaft vermieden werden. Die Naturforscher verlangen mit Recht konsequente Respektierung ihrer Grenzen, aber sie machen sich selten klar, daß auch sie Grenzen zu respektieren haben, d. h. daß eben der Mensch, dessen geistige Arbeit auf die äußere Natur gerichtet ist, starke Fehlerquellen in Bezug auf die exakte und vollkommene Auffassung der

¹ Jugendlehre, Berlin 1906, 61.

innermenschlichen Welt hat, und daß der empirische Verstand überhaupt über Realitäten jenseits der Erfahrungswelt weder positiv noch negativ etwas aussagen kann, sondern dies dem religiösen Erlebnis zu überlassen hat.“

Dieses Leugnen und Verkennen der religiösen Ideale ist eine Folge der Überschätzung von Materie und Natur und resultiert aus der Unterlassung der richtigen Grenzbestimmung zwischen Religion und Wissenschaft. Man verkennet in weiten Kreisen, daß der empirische Verstand über das Wichtigste und Notwendigste nichts oder nur wenig aussagen kann.

Wenn manche Vertreter der Wissenschaft den Verstand als alleinige Quelle der Wirklichkeitserkenntnis hinstellen und Religion für Poesie und Romantik erklären, so übersehen diese, daß auch die Religion es mit der Wirklichkeit zu tun hat: mit den inneren Tatsachen und Erlebnissen des Menschen und mit den Heilstatsachen (offenkundigen Lehren und Werken) des fleischgewordenen Messias. Wer wollte die Kunst leugnen, weil sie es nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Gefühl zu tun hat? So gibt uns die Religion, obgleich sie sich auf Realitäten jenseits der Erfahrungswelt erstreckt, doch die tiefste Wirklichkeits- und Selbsterkenntnis. Wenn einzelne Naturwissenschaftler und Mediziner Seele, Unsterblichkeit, die Gottheit und Auferstehung Christi leugnen,

so haben sie die Grenzen ihres Gebietes überschritten und sich auf einem Gebiet, auf dem sie nicht kompetent sind, ein Urteil angemaßt, das man mit Fug und Recht als unmaßgeblich zurückweist. — Unser Friede und unser Glück hängt zudem nicht in erster Linie von der Erkenntnis der Natur und von der Ausnützung der Materie ab, sondern ungleich mehr von seelischen oder geistigen Imponderabilien. Wer wollte im Ernste behaupten, die Kenntnis von Steinen, Pflanzen und Tieren sei für uns wichtiger als die Erkenntnis der Menschenseelen und der großen Lebensfragen des Woher und Wohin? Wer wollte im Ernste behaupten, die Materie sei wichtiger als der Geist, das Materielle wichtiger als das Ideale, der Stoff höher als die Idee? Warum schätzen wir Bildung, Wissenschaft und Kunst so hoch? Weil sie alle eine Überwindung des Stofflichen (Vergeistigung), ein Hinaufheben des Materiellen ins Reich der Ideen bedeuten.

Aber die höchsten Ideen kommen nicht von den Künstlern und Gelehrten. „In Bezug auf das Allerwichtigste und Notwendigste wird uns am meisten Licht zu teil von denjenigen Menschen, die in ihrem Leben am reichsten und am tiefsten erlebt und gelitten haben“, schreibt der geistreiche, edle Dr Foerster¹. Keiner aber hat ein

¹ Jugendlehre, Berlin 1906, 486.

reicheres Leben erlebt und ein tieferes Leiden erlitten als der Gottmensch. In Jesus Christus sehen wir die menschliche und göttliche Natur in der höchsten Vollendung. Menschlich erscheint er uns als Kind im Stalle zu Bethlehem, menschlich erscheint er uns in jener lieblichen Szene, wo er das herrliche Wort spricht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Echt menschlich erscheint er uns, da er am Grabe seines Freundes weint.

Nirgendes erscheint er so göttlich als da, wo er in die Moder- und Totenkammer hineinrief: „Lazarus, komm heraus!“ Nirgendes erscheint er erhabener, idealer und göttlicher als bei seiner Verklärung auf Tabor und bei seiner Auferstehung am Ostermorgen.

Das Menschliche an Christus findet man rührend und schön, aber das Göttliche an ihm will man nicht gelten lassen. Dabei ahnt man nicht, wie furchtbar kleinlich und engherzig der Horizont ist, wenn man das Göttliche mit menschlichem Maßstab messen will. Es ist ähnlich, wie wenn eine Fledermaus, die nur bei Nacht fliegt, sagen wollte: „Es kann keinen Adler geben, der bis zu den höchsten Höhen im Sonnenlichte fliegt, denn ich habe noch keinen gesehen“, oder: „Was mir (der Fledermaus) nicht möglich ist, das ist auch dem Adler nicht möglich.“ Die Auferstehung Christi ist so wenig nur leere Phantasie, so wenig nur ein schöner Traum der Apostel

als die Passionsgeschichte Christi. Treffend bemerkt Foerster¹: „Wer Gethsemane und Golgatha erfunden hätte, der müßte selber das erhabenste Genie gewesen sein, er müßte das alles durchgemacht, er müßte die ganze Lebenstragödie von innen gekannt haben: denn nur aus dem gewaltigsten Erleben wird solche Stille und Hoheit geboren.“ Für eine leere Einbildung, für einen bloßen schönen Traum wären die Schüler Jesu nicht in Marter und Tod gegangen. Christus ist ein so wunderbares Ideal, daß es kein Mensch erfinden oder erdichten konnte.

¹ Jugendlehre, Berlin 1906, 487 Anm.





Eine neue Erde und ein neuer Himmel.

„Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde.“ Offb 21, 1 ff.

Der heilige Seher auf Patmos schreibt: „Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erste Himmel und die erste Erde waren vergangen. — Und ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem, herabsteigen aus dem Himmel, von Gott zubereitet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt worden ist.“

Wohl ist die gegenwärtige Welt ein für alle lesbares Buch, „geschrieben mit Blumen und Sternengold“; aber dasselbe ist infolge der Sünde nicht frei von dunkeln Hieroglyphen. Die jetzige Erde hat als Wohn- und Erziehungsstätte des sündigen Menschen ihre Schrecknisse, ihre wilden Tiere und furchtbaren Naturereignisse, ihre zornigen Vulkane und Erdbeben. Die Natur ist zwar ein schönes, großes Buch, aber dieses hat zur Zeit noch viele dunkle Blätter. Die gegenwärtige Natur trägt noch das Gepräge des Schmerzes, des Todes und der Verwesung. „Sie

seufzt nach Erlösung“, sagt der Apostel; er hätte auch sagen können: nach Auferstehung und Verklärung. Jetzt liegt auf ihr der Schleier der Schwermut, der ihr aber einst genommen werden wird, wenn das Feuer des Weltbrandes alle Schlacken und sündhaften Elemente verbrannt haben und Christus als einzige Osterfonne sie durchleuchten wird.

Wohl haben Technik und Kultur, Industrie und Kunst der Menschen die Erde wohnlicher, behaglicher und schöner gestaltet. Aber Armut und Krankheit, Sünde und Tod haben sie nicht zu vertreiben vermocht. Es bleibt trotz aller Fortschritte in Technik und Kultur wahr, was der Apostel einst geschrieben (Röm 8, 19 ff): „Wir wissen ja, daß die ganze Schöpfung seufzt und in Wehen liegt bis nun. Nicht aber sie allein, sondern auch wir selbst seufzen, erwartend die Annahme zur Gotteskindschaft, die Erlösung unseres Leibes.“ Mit dem Osterfest, durch die Auferstehung Christi, ist unsere Annahme zur Gotteskindschaft, die Erlösung unseres Leibes besiegelt.

Der Menschenleib wird seine Auferstehung feiern. Aber auch die Erde als Wohnstätte und Herberge des Menschenleibes wird einer Verwandlung, Verklärung entgegengehen. Wie der Menschenleib unter Wehen und Krämpfen stirbt und damit einem neuen Leben geboren wird, so wird auch die Erde einst unter

gewaltigen Krämpfen und Zuckungen sterben; aber diese ihre Todeswehen sind zugleich Geburtswehen.

Die Sternkunde, die Astrophysik erhebt gegen die biblische Schilderung des Weltendes keinerlei Schwierigkeit. Sie lehrt nicht bloß die Möglichkeit, sondern sogar die Wahrscheinlichkeit eines Weltbrandes. Da und dort ist bei heidnischen Völkern die Ansicht von einem künftigen Weltbrand als Rest der Uroffenbarung zurückgeblieben. Die alte Eddaweissagung berichtet von einem Weltbrand (Muspilli), aus dem eine neue Erde, grün und schön, hervorgehen wird. Auch der große Philosoph Kant nimmt eine Neubildung des Kosmos an und nennt die Welt „einen Phönix, der sich nur darum verbrennt, um aus seiner Asche wiederum verjüngt aufzuleben“.

In demselben Grade, wie die glorreiche Ausstattung des auferstandenen Menschenleibes die Vorzüge des früheren paradiesischen Leibes übertrifft, wird auch die Herrlichkeit der neuen Erde alle Schönheiten des einstigen Paradieses überragen. Wir beneiden jetzt die schönen Falter, diese lieblichen Kinder des Frühlings, wenn sie leichtbeschwingt und buntfarbig im lichten Sonnenschein von Blume zu Blume, von Berg zu Thal, von einer lachenden Landschaft zur andern fliegen. Wir beneiden die reichen Reisenden, wenn sie Länder und Meere durchziehen und all das viele Schöne und Herrliche, was die Erde in Natur und Kunst bietet, an ihren

entzündeten Augen vorüberziehen lassen können. Wie viele prächtige Schlösser, Orte und Städte, wie viele herrliche Gegenden und schöne Länder, wie viele buntwechselnde, farbenreiche Bilder und Szenen bietet unsere gegenwärtige Erde! Und doch, wenn man zu den Sternenheeren und Sternenstraßen aufschaut, ist unser Planet nur ein kleines, dunkles Pünktchen, ein verschwindendes Stäubchen. Aber was mag es erst Großes und Feierlichschönes sein, wenn die Leiber und Geister der Auferstandenen, mit Gottes Licht durchtränkt und hineinschauend in die beseligenden Abgründe seines Wesens, das wunderbare Panorama des gesamten Universums vor sich haben, wenn die Verkärten von einem Stern zum andern wie bunte Falter von Blume zu Blume schweben und die Zweckmäßigkeit und Schönheit, die Ordnung und Harmonie der ganzen weiten, unermesslichen Schöpfung aus dem Plane und der Idee des Schöpfers erkennen können! Welche Fülle von Weisheit, Wissenschaft und Wonne mögen sie aus der unmittelbaren Anschauung der Gottheit schöpfen! Die Naturschönheiten und die Wunder der Sternenwelten sind ja doch nur ein dürftiger Abglanz, ein schwacher Schatten der inneren Gotteswunder. — Einige haben schon gemeint, es müßte zuletzt doch auch im Himmel langweilig werden, wenn man eine Ewigkeit hindurch den gleichen Gott und Himmel zu kosten habe.

Aber diese haben keine Ahnung von der Größe und Schönheit Gottes, von der Unermeßlichkeit und der unerschöpflich reichen und bunten Mannigfaltigkeit der Wohnungen Gottes. „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen“, hat der Heiland schlicht und tief in seiner Abschiedsrede gesagt. Wir könnten, vorausgesetzt, daß wir das Leben dazu hätten, auf unserem kleinen Planeten Erde jahrhundertlang reisen, Meere und Länder, Berge und Täler, Städte und Sammlungen durchziehen, ohne Langeweile zu bekommen. Der Sternforscher könnte, vorausgesetzt, daß er das irdische Leben dazu hätte, jahrtausendlang im sichtbaren Himmel, in den Sternenhaufen und Sternensstraßen forschen und studieren, und er würde noch lange nicht alle Sterne in ihren Bahnen, Größen- und Lichtverhältnissen kennen gelernt haben, ja er würde sie in Jahrtausenden nicht einmal alle haben zählen können. Und doch wäre das nur der sichtbare irdische Himmel. An der gloriwürdigen Erscheinung des Herrn und seiner gebenedeiten Mutter, der schönsten aller Frauen, an den strahlenden Leibern aller Seligen, an der in voller Lichtpracht verklärten neuen Erde und an dem in der entzückenden Mannigfaltigkeit aller Farbentöne glänzenden Himmel wird das Auge, die wonnetrunken Seele, in alle Ewigkeit sich nicht satt sehen können.

Jetzt sind wir Sklaven, seufzend unter den Ketten der Sünde und Schwächen des Körpers, arme Erden-

würmer am Boden des kleinen, unvollkommenen Planeten Erde kriechend, dann aber, wenn wir in lebendigem Glauben an Christus, den Auferstandenen, gelebt, unsere Schwachheiten und Sünden bereut und gebüßt haben und mit Ergebung in seinen heiligen Willen gestorben sind, werden wir Königskinder, Gotteskinder sein, ewige Ostern feiern, frei und verklärt schweben und uns sonnen im Reiche der ewigen Sonne und der ewigen Sterne.





Himmelfahrt Christi.

„Suchet, was droben ist.“

Wer wünschte sich nicht manchmal Flügel, um sich aufzuschwingen aus den Niederungen des Alltags, aus dem Tal der Tränen und Sorgen, aus dem Tal des Jammers und der Sünde in ein Reich des Friedens, der Erquickung und des Lichtes! Nun ist ja der Frühling mit Macht und Pracht ins Land gezogen: Maiglöcklein läuteten das Fest ein. Ein Jubilieren und Singen geht durch die ganze Natur. Da treibt's den Menschen hinaus und hinauf auf die Höhen. Von manchem Berg und Aussichtsturm schaut man trunkenen Auges hinab in die Täler. Wie winzig klein erscheint uns da von der Höhe des Menschen Treiben: es sieht sich an wie ein Ameisengewimmel.

Himmelfahrt weist uns noch höher hinauf, über alle Natur, über alles Irdische, über alle Höhen und Wolken, über die fernsten blauen Berge und über die goldenen Sterne. Das Fest Christi Himmelfahrt lehrt und zwingt uns, groß zu denken

und von allem Kleinlichen und Unwürdigen uns zu erheben. Dieses Fest erinnert uns daran, daß das Erdenleben nicht der Güter höchstes ist, daß diese unsere Erde nicht die ganze Welt, vielmehr nur ein kleines, allerkleinstes Teilchen einer unermesslichen Welt ist. Es predigt uns mit Macht und Eindringlichkeit: „Suchet, was droben ist.“
Sursum corda!

Was wir von der weiten unermesslichen Welt über uns sehen, das zahllose Sternenheer, diese sichtbare obere Welt, ist für uns die Andeutung einer noch höheren unsichtbaren Welt, eines überirdischen Himmels, zu dem Christus uns den Weg gewiesen. Die Erde ist nur der Vorplatz, nur die Schul- und Übungsstätte für ein höheres Leben. Wir müssen daher unser kleines, kurzes Leben *sub specie aeternitatis* (im Spiegel der Ewigkeit), im Zusammenhang mit einer höheren Welt betrachten. So wird es für uns eine Lust und eine Freude, zu wirken auf Erden, denn an diese Erdenwelt schließt sich eine höhere Welt an.

Jesus Christus ist nach seinem Scheiden vom irdischen Schauplatz ins Riesengroße gewachsen, ist zu einem König der Geister geworden, so daß selbst irdische Könige und Kaiser und die größten Welteroberer wie Napoleon vor diesem Einen, ganz Großen, vor dieser überirdischen Majestät ihre Knie

beugen müssen. Wie viele Hindernisse hat aber dieser Gottmensch überwunden, welchen Riesenkampf hat er gekämpft mit der Macht des Bösen, wie viel Schmach und Leiden hat er über sich ergehen lassen, bis daß er vom Ölberg aus in die Himmel der Himmel glorreich aufschwebte!

Manche (auch protestantische Theologen) haben schon Jesu Himmelfahrt nur geistig deuten, nur bildlich als seinen endgültigen Eintritt in den Verklärungszustand, als seine Apotheose verstehen wollen. Aber man muß den Vorgang buchstäblich und wirklich als ein Wegschweben von der Erde, als eine Auffahrt zum Himmel, als ein verklärtes Entschweben ins selige Reich der Geister auffassen. Der göttliche Heiland ist aufgefahren in den Himmel, um auch uns dort Wohnungen zu bereiten.

Himmelfahrt ist das kühnste und höchste Ziel, das der Menschheit gesteckt werden kann: der höchste Triumph des Geistes über die Materie, der Sieg des himmelanstrebenden Willens, dem dieser Planet Erde zu klein und zu eng wird, dem alle Schätze und Genüsse der Erde zu niedrig und zu wenig sind.

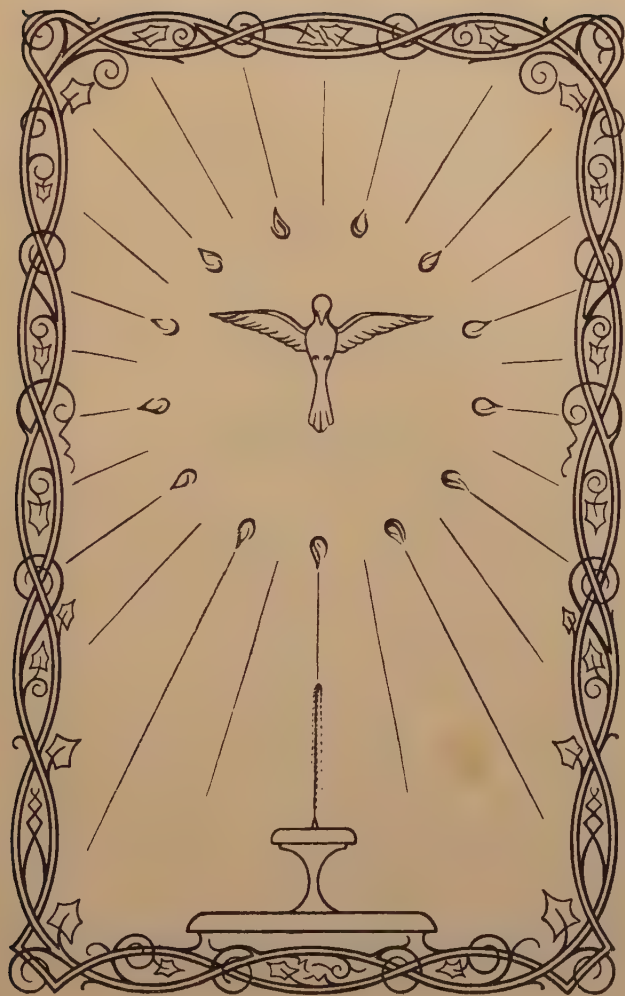
Welch wundervolle Perspektive tut sich uns auf mit dem Feste und der Tatsache von Christi Himmelfahrt! Wie weitet sich da unser Blick, unsere Fernsicht ins Grenzenlose, Unendliche!

Längst müht sich der Mensch ab, auch mit seinem Körper, dem Vogel gleich, sich in die Lüfte zu erheben, und es ist auch diesem und jenem gelungen, eine Flugmaschine, ein Luftschiff zu bauen; und die wenigen, die schon in einem solchen über Häusern, Städten und Seen schwebten, versichern, daß das ein seltener Genuß sei. Aber es ist das immerhin nur eine armselige Fahrt gegenüber der Himmelfahrt Christi. Weit hinauf kann der Mensch ohnehin mit seinem Körper im Luftballon oder Luftschiff nicht aufsteigen, weil oben die Luft zu dünn wird und allmählich ganz ausgeht. Einstweilen muß der Sternforscher sich damit begnügen, sein Teleskop nach den fernen Himmelskörpern zu richten, um mittels des Spektroskops die Eigenschaften der verschiedenen Sterne zu erforschen.

Doch für uns Christen gibt es einen Weg nach oben, eine Verbindung zwischen der Erde und der oberen Welt. Diesen Weg hat uns Christus durch seine Lehre und sein Leben gezeigt. Wir wissen, daß in jenen Höhen Wesen wohnen, die auch einst auf Erden lebten, litten und kämpften, daß sie dort wohnen in herrlicher Freiheit, in der Freiheit der Kinder Gottes. Beim Anblick des gestirnten Himmels beschleicht uns der erhebende Gedanke: dort in jenen Höhen wohnen Wesen, die uns verwandt waren und sind, die aber jetzt viel edler und voll-

kommener sind als wir Menschen. Dorthin mußt auch du streben: *per crucem ad lucem* — durch Kreuz zum Licht, *per aspera ad astra* — auf dem rauhen Weg der Selbstverleugnung zu den Sternen, über den Ölberg, den Berg der Schmerzen, zum Berg der Herrlichkeit.





Þfingsten



Menschengeist und Gottesgeist,
Menschenwerk und Gotteswerk.

Wenn Graf Zeppelin mit seinem Luftschiff über den Bodensee, über Dörfer und Städte fährt, so staunen die Leute mit weit aufgerissenen Augen ihn wie ein Wunder an, ja sie sind ganz entzückt und elektrisiert von dem seltenen Anblick. Aber wie müssen wir erst denjenigen bewundern und anstaunen, der ohne ein irdisches Behikel, ohne Luftschiff und Gasmotoren, nur durch eigene göttliche Kraft zum Himmel der Himmel hinauffuhr! Viele moderne Menschen glauben den überirdischen Himmel entbehren zu können, weil sie nunmehr den irdischen Himmel durch die weit vorgeschrittene Technik, Kultur und Wissenschaft mehr als früher genießen können. Wir bewundern gewiß auch die großen Erfindungen des Menschengeistes und die glänzenden Fortschritte der Technik. Aber was sind alle menschlichen Erfindungen gegen Gottes Wunder in Natur und Menschenherz, in den Meeren und Sternenwelten! Es ist etwas Großes, wenn der Mensch nunmehr auch zum Beherrscher der

Lüste geworden ist. Aber es war und ist etwas ungleich Größeres, daß Jesus Christus vom Ölberg aus zum Himmel hinauffuhr und uns unter Feuerflammen und Sturmeswehen den Heiligen Geist sandte. Es mag ja recht großartig und herrlich sein, wenn jetzt die Menschen über Hochgebirge und Alpengletscher, über Dörfer und Städte, über blühende Landschaften und schimmernde Seen in Luftschiffen und Aeroplanen mit Windeseile hinwegschweben und die Schönheit und Größe der Erde von der Höhe aus betrachten können. Aber unsere ganze Erde nimmt im unermesslichen Fixsternsystem doch nur eine verschwindend kleine Stellung ein. Was sind die Luftschiffe der Menschenzwerge gegenüber den frei im Weltenraum schwebenden Riesenwelten der zahllosen Planetensysteme! Die Milchstraße mit ihren Millionen Fixsternen weist Sterne von solch unermesslicher Entfernung auf, daß deren Licht, das in der Sekunde 42000 Meilen zurücklegt, 7—8000 Jahre braucht, bis es zu uns gelangt. O großer Gott! O großer Himmel! Dem großen Gott, der die Sternenheere lenkt, der die Millionen Sonnenkugeln und die Milliarden Wandelsterne in die endlosen Weltenräume wie leuchtende Blumenbeete ausgestreut, welcher ihnen ihre Bahnen angewiesen, wie der Techniker den Lokomotiven und Eisenbahnen die Schienengeleise, diesem großen Geist, der

die feurigen Riesenwelten an den Himmel gesetzt, ihre Bahnen und Geseze berechnet hat und dessen Auge alle Sternenstraßen und Fixsternweiten durchdringt, mag das Menschenvolk der Erde mit seinem geschäftigen Rennen und Jagen so etwa vorkommen wie uns ein Ameisenhaufen. Ihm mögen die in Luftschiffen oder Luftballons vorüberfliegenden Menschen wie kleine, unscheinbare Vögelein oder wie winzige Fliegen erscheinen. —

Was ist Menschenwerk 'gegen Gotteswerk, Menscheng Geist gegen Gottesgeist! Christus mit seiner Himmelfahrt und seiner Sendung des Heiligen Geistes ist so furchtbar groß und heilig! Die allerheiligste Dreifaltigkeit ist so unermesslich erhaben über alles Menschenwerk und über aller Erdengröße! Aber vor lauter materiellem Streben, vor lauter irdischer Freude und Kultur, vor lauter Technik, Industrie und Diesseitsstreben übersehen und vergessen so viele Menschen die große jenseitige Welt, das unermessliche Geisterreich. Vor lauter Welt Sinn und Weltgeist widerstreben so manche dem Heiligen Geiste. Diese Menschen, welche die Welt mehr schätzen und lieben als den Geist Gottes, gleichen jenen Toren, welche behaupten, die eine Sonne, welche gerade unser Tagesgestirn ist, sei ungleich wertvoller und wichtiger als alle jene Millionen Fixsterne und Planeten, welche uns bei Nacht leuchten, zusammen. — Es ist eigen-

tümlich, aber wahr: es muß erst das Tagesgestirn untergegangen und die Nacht heraufgestiegen sein, wenn wir die Wunder der Sternenwelt schauen wollen. So erschließen sich dem Menschen geistige Schönheiten und große Ideen oft erst dann, wenn die äußeren Sinne erloschen sind. Teiresias, der Seher Griechenlands, war blind. Blind, mit erloschenen Augen, hat der englische Dichter Milton sein berühmtes Gedicht „Das verlorene Paradies“ geschrieben. Beethoven, der größte Musiker des 19. Jahrhunderts, war taub, und man sagt von ihm, daß sich ihm erst dann die Harmonien und Schönheiten der Klangwelt in ihrer ganzen Fülle und Pracht erschlossen hätten, nachdem er den äußeren Gehörsinn verloren hatte. Wenn unsere Augen sich von dem zerstreuenenden Leben und bunten Vielerlei des Tages abgekehrt haben, wenn unsere Ohren nicht mehr gestört werden durch den Lärm und das rauschende Getriebe dieser Welt, wenn unser Geist sich recht innerlich gesammelt und konzentriert hat, dann kommt der Geist mit seinem stillen, geheimnisvollen Wehen und Weben über uns, dann gehen uns die Wahrheiten und Schönheiten der heiligen Religion und des Christentums in ihrer Tiefe und Höhe auf. In stiller Einsamkeit, in der Verbannung auf Patmos, hat der hl. Johannes, der Seher des Neuen Testaments, in die

Himmel der Himmel schauen dürfen. Im reinen, kristallhellen See spiegeln sich die Sterne am schönsten und klarsten; im reinen Menschenherzen, in der keuschen Menschenbrust, spiegeln sich die Ideen Gottes und des Heiligen Geistes am schönsten und klarsten. Die Reinen schauen und bringen am tiefsten in den Geist Gottes, aber solange sie im sterblichen Fleische wandeln, sehen sie doch nur Gott wie in einem Spiegel, erscheint ihnen das Bild Gottes und das Wesen des Heiligen Geistes wie verschleiert.

Es muß erst die Nacht heraufgestiegen sein, wenn sich uns die ewigen Sterne erschließen sollen. Wir werden die Wunder des Heiligen Geistes, sein geistiges Königtum, seinen Glanz und seine Schönheit, die Fülle und Größe seiner Ideen und seiner Werke, die Schöpfungen seiner Gnade und seine Heiligen erst dann ganz und klar schauen, wenn unser sterbliches Auge im Tode gebrochen ist, wenn die große Nacht heraufgestiegen ist und das diamantene Thor der Ewigkeit und die Pforten des Paradieses sich uns aufgetan haben.





Freuden auf Erden und große Ziele.

Die Erde hat sich in ein schimmerndes Brautgewand gehüllt zum Einzug des göttlichen Bräutigams, zum Empfang des Heiligen Geistes. Blumenbeete, lachende Fluren, blühende Bäume, allerlei Vögel in Flur und Wald, Berge, Meere und Sternenheere: sie alle loben und preisen den göttlichen Künstler. Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre: die Sonnensysteme, die Fixsterne mit ihren Planetenreigen, die Milchstraßen, die Sternenhaufen, all diese ungezählten und geheimnisvollen Welten in den unermesslichen Räumen.

Die Menschenbrust, welche tiefer und unergründlicher ist als die Abgründe des Meeres, der Menscheng Geist, der sich bis zu den Sternen und über die Sterne erheben kann, muß loben und preisen die Werke des Heiligen Geistes. Alle Künste: Malerei, Plastik, Poesie, Architektur, Gesang und Musik, haben keinen höheren Zweck und kein erhabeneres Ziel als Gott, die ewige Schönheit, zu feiern. Auch die wahre, tiefgründige Wissenschaft muß sich verbeugen und anbetend niedersinken vor dem Unerforschlichen und

Allweisen, vor dem allerhöchsten Geist und Denker, der die allgrößte und scharfsinnigste Rechenkunst mit den Sternen und Weltenkugeln am unermesslichen Himmelsgewölbe ausgeführt hat, vor dem wunderbaren ewigen Künstler, der all die Millionen kleiner und großer Kunstwerke im Pflanzen-, Tier- und Menschenreich geschaffen, der all die ungezählten Organismen von der einfachsten Zelle bis zum herrlichen Menschenleib geformt und gebildet hat. Kein Wunder, daß der große Naturforscher Newton sein Haupt entblößte, wenn er den Namen Gottes aussprach oder ausprechen hörte!

In Strömen von Licht offenbart sich Gott, speziell der Heilige Geist, dem Frommen, dem Künstler, dem Gelehrten. Eine staunenswerte Fülle von Liebe, Güte, Schönheit und Weisheit hat er in Natur und Menschenbrust hineingelegt, hat er ausgestreut und ausgegossen in die endlosen Himmelsräume, auf unserem Planet Erde in die daselbst lebenden und sich freuenden Geschöpfe. Der Heilige Geist ist vor allem ein Geist der Güte, Liebe und Freude. Die gegenwärtige Menschheit ist sehr reich an äußeren Glücksgütern, Bildungswerten, Fortschritten in Technik und Industrie; es steht ihr ein Komfort und Luxus zur Verfügung, wie kaum zuvor einer früheren Generation, und trotzdem ist sie so liebeleer und freudenarm, innerlich unzufrieden und zerklüftet. Die Mensch-

heit muß wieder lernen, am Kleinen, Einfachen und Bescheidenen sich zu freuen. Sie muß wieder lernen, an den unschuldigen Freuden der Natur, an dem Buche Gottes, das da mit Blumen und Sternengold geschrieben ist, an den häuslichen Freuden, an Familienfesten, am Volkslied, an gesunder, gehaltvoller Literatur usw. sich mehr zu ergötzen und zu erquicken anstatt an Wirtshausgenüssen, Modeartikeln, Pitanterien in Kunst, Theater und Literatur, geräuschvollen, lärmenden Festen. Sagt doch der edle Volkschriftsteller Raabe: „Es ist so viel schönes Licht in der Welt — du lieber Gott, und nachher geben sie dir die Schuld, wenn sie sich selber hinters Licht geführt haben. . . . Wie viele treue, besorgte Blicke aus lieben Augen gehen einem verloren, während man auf das Zwinkern, Schielen und Blinzeln der Welt rundum nur zu genau achtet und sich seinen Teil Ärger, Verdruß und Verzweiflung daraus holt.“ Raabe lehrt uns sogar am Unkraut etwas Gutes finden. „Wie fahl und jämmerlich würde manches Stück Erde aussehen“, meint er, „wenn kein Unkraut darauf wüchse.“ Wahrlich, die Menschheit sollte wieder mehr am Kleinen, Bescheidenen, an gesunden und reinen Genüssen sich freuen lernen. Aber dazu gehört Bescheidenheit, ein frommer Sinn, ein kindlicher Glaube an die göttliche Vorsehung, an das Walten und Weben des Heiligen Geistes. Der

moderne Mensch hängt viel zu sehr am Äußeren, lebt auf Schein, urteilt nach dem Schein und arbeitet auf Schein. Das eigentliche Seelenleben wird durch die glänzende und gleißende äußere Kultur zurückgedrängt, und doch sind gerade die seelischen Freuden, die geistigen Genüsse die reinsten und am meisten andauernden Freuden. Arbeit und Reichtum, Kultur und Technik, Komfort und Luxus, all diese Dinge zusammen sind nicht im stande, den Menschen wahrhaft glücklich zu machen. Die Religion webt Blumen ins nüchterne, öde Leben hinein, sie gibt dem Volke auf die sauren Wochen die frohen Feste: Weihnachten, Ostern, Pfingsten. Was wäre die Erde ohne Sonntag, ohne Festtag? Eine große Fabrik mit ewig gleichem Werktagsgetriebe.

Ohne höhere Weltanschauung, ohne Religion sinkt der Mensch, auch der begabteste, zur Kulturmäschine herunter. Ohne Christus, der auch das härteste Marterholz des Leidens, das Kreuz, mit himmlischen Rosen zu umkränzen weiß, ohne den Heiligen Geist, der ins tiefste Dunkel, in die schwärzeste Erdennacht Strahlen des Lichtes und des Trostes zu senden vermag, muß gerade der tiefer fühlende und schärfer denkende Mensch entweder ein Pessimist wie Schopenhauer, ein düsterer Grübler wie Ibsen, oder ein Tiefkranker, ein geistig Umnachteter

wie Niebische, werden. Wir brauchen überragende, das ganze Leben und Streben beherrschende Ideen, große Ziele; wir brauchen bei unsern vielen Schwächen, Versuchungen und Leiden in den Nöthen und Stürmen unserer Erdenpilgerschaft Himmelslicht und Gotteskraft. Diese hohen Ideen und großen Ziele, dieses Himmelslicht und diese Gotteskraft gibt uns die christliche Religion, die katholische Kirche und der in ihr waltende Heilige Geist.





Eine gottentfremdete Wissenschaft und Kunst.

Die Kirche ist das liebliche Liebfrauenbild im Freiburger Dome, vor welcher Gott das große Buch der Wahrheit und Schönheit aufgeschlagen hält. Der Heilige Geist, dessen Fest wir feiern, ist es, welcher ihr den Sinn und das Verständnis deutet. Er ist der Herr des Lebens und des Lichtes, der erhabenen Gedanken und der bezaubernden Gefühle. Von ihm kommt die Inspiration, welche die Propheten erfüllte, von ihm stammt auch die Inspiration der Dichter, Künstler und Gelehrten, wenn sie wahrhaft Großes und Edles schaffen.

Fragen wir: Wie stellen sich moderne Wissenschaften und moderne Kunst zu diesem Geiste? Die Vertreter der Künste und Wissenschaften sollten alle „Fackelträger sein im Triumphzug des lebendigen Gottes“, wie ein großer katholischer Gelehrter gesagt hat. Aber viele derselben haben nicht nur die Fackel ihres eigenen Glaubens ausgelöscht, sondern sind noch außerdem damit beschäftigt, auch das Glaubenslicht anderer auszublenden. Ist es nicht eine Ironie oder ein Wider-

spruch in sich selber, wenn die „Wissenschaft“, welche doch eine Vertreterin und Lehrerin des Geistes ist, diesen selbst leugnet? Es gibt aber Gebildete: Professoren, Ärzte und Schriftsteller, genug, welche die Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele verwerfen, welche den Geist aus dem Fleisch, den Gedanken aus dem Gehirn zu erklären suchen, obwohl sie es nicht können. Die „Wissenschaft“, welche den Geist verflüchtigt und dafür dem Fleische schmeichelt bzw. das Fleisch auf den Thron des Geistes setzt, verdient wahrlich den stolzen Namen „Wissenschaft“ nicht. Der Materialist Feuerbach hat es als seine Aufgabe bezeichnet, das Fleisch vom Geiste zu erlösen, und viele Vertreter der Wissenschaft und Kunst halten es mit ihm, während doch Gottes Sohn in die Welt gekommen ist, den Geist aus der Knechtschaft des Fleisches und der Sünde zu erlösen.

Auch die Kunst, diese göttliche Fackelträgerin, ist vielfach in den Staub gesunken, ja in Schmutz und Kot geraten. Es gibt zwar auch in unsern Tagen noch viele Künstler, welche mit ihren Werken die Menschheit wahrhaft erfreuen und erheben und Gott, den ewigen Künstler, den Geist der Schönheit, den Herrn des Lichtes, der Farben und Töne, loben und preisen, welche das Wort Lessings befolgen: „Das Ganze dieses sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein.“ Aber

viele Künstler schaffen Werke von der Art, daß man meinen könnte, der Kunst höchster Zweck liege darin, eine sinnliche Fleischschau zu bieten. Geradezu ent-sittlichend wirken heutzutage viele Erzeugnisse der Literatur und Belletristik, laszive Operetten, die gesamte Café chantant-Wirtschaft und der Anblick der weitverbreiteten obszönen Bilder. So scheint denn in vielen Kreisen das Fleisch an Stelle des Geistes zu herrschen. Daß diesen Kreisen vollends der Heilige Geist in weiteste Ferne gerückt ist, das ist selbst-verständlich.

Der Heilige Geist ist der Geist der Wahrheit. Es gibt gottlob noch Wahrheit suchende und nach Wahrheit dürstende Seelen. Eine Menge der tiefsten und erhabensten Wahrheiten ist in dem Buch der Bücher, welches der Heilige Geist selbst inspiriert hat, niedergelegt. Aber dieses goldene Buch hat man schon ziemlich stark kritisch zu zerlegen und zu zerpfücken gesucht, und zwar ist das von der Seite aus geschehen, auf welcher man die Heilige Schrift als einzige Glaubensquelle hingestellt hat. Außerdem herrscht in den weitesten Kreisen eine Begriffsverwirrung, welche nicht leicht ärger sein könnte. Die Wahrheit nennt man Lüge, Licht heißt man Finsternis, Tugend Laster, Schamhaftigkeit Lüsterheit. Theorien und bloße Hypothesen nennt man Wissenschaft. Wenn man die Jugend vor sittlichen Gefahren, vor Aus-

schweifungen schützen will, so schreien jene über Volksverdummung und Geistes knechtung.

Der Heilige Geist ist es, der die Gaben der Wissenschaft und Weisheit spendet. Gewisse Leute stellen die christliche Kirche als Verdummungsanstalt hin. Nach Haeckels Buch „Die Welträtsel“ ist die Theologie überhaupt keine Wissenschaft mehr. Haeckel wirft den Theologen Bosheit, Ignoranz und Trägheit vor, trägt aber selbst, wie Theologieprofessor Dr v. Schanz in einer gehaltvollen Rede hervorgehoben hat, bei seinem Streifzug in das Gebiet der Theologie und Geschichte eine unheimliche Naivität und Ignoranz zur Schau. Den Katholiken wirft man Inferiorität vor, während es denselben keineswegs an glänzenden Namen in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft fehlt. Die „Preussischen Jahrbücher“ schrieben schon 1887: „Heute hat der Katholizismus auf allen Gebieten eigene Kräfte. Nicht nur Philosophie, Geschichte, Recht, Belletristik wird in katholischem Geist behandelt, es wird auch systematisch dafür gesorgt, daß alle nützlichen Handbücher, Konversationslexika usw. in demselben Geiste bearbeitet existieren.“ Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften sei nur beispielsweise erinnert an das Werk des Jesuitenpaters Secchi über die Sonne, an das in Berlin erschienene Buch von Pater Hagen über die veränderlichen Sterne, an die interessanten Forschungen Wasmanns über die Insekten. Das

„Adreßbuch der deutschen Bibliotheken“ ist eine bedeutsame Ehrenrettung für die katholische Kirche gegenüber dem Vorwurf, daß sie eine Verdummungsanstalt sei. Das katholische Bayern hat genau so viele staatliche und öffentliche Bibliotheken wie ganz Preußen. Katholische Städte (Köln, Aachen, Trier, Mainz usw.) und katholische Fürstenhäuser (Löwenstein, Ottingen-Wallerstein, Taxis, Fürstenberg usw.) haben Bibliotheken, die mit Glanz sich sehen lassen können, zum Teil in den vordersten Reihen stehen. Zum Beweise dafür, daß der Geist der Wissenschaft in der katholischen Kirche stets gepflegt wurde und noch gepflegt wird, darf man nur hinweisen auf die zahllosen Bücher, welche in den Klöstern geschrieben und aufbewahrt wurden, auf die verhältnismäßig großen Büchersammlungen in katholischen Pfarrhäusern sowie auf die sehr starke Beteiligung der katholischen Theologiestudierenden an den akademischen wissenschaftlichen Preisaufgaben.

Der Heilige Geist ist der Tröster. Wo er fehlt, da ist man freudeleer und trostlos. Manche rühmen sich zwar, daß sie auch ohne Gott und ohne Heiligen Geist glücklich sein, in Sinnesfreuden oder in den Höhen der Kunst und Wissenschaft schwelgen können. Das mag eine Zeitlang der Fall sein, solange sie jung und gesund sind, in Reichtum und Ansehen sich befinden. Aber wie übel sind solche daran, wenn über sie die

Tage der Trübsal, der Krankheit, Sorgen und Todeswehen hereinbrechen, die doch keinem Sterblichen erspart bleiben! Soll sie dann die moderne Wissenschaft trösten mit ihrem Ignoramus et ignorabimus? Wohin ist die Philosophie in ihrer Entwicklung seit Kant gelangt? Zu dem Pessimismus Schopenhauers und zur Umnachtung Nietzsches. Sie hat also bankrott gemacht, denn sie ist an den Rand der Verzweiflung gelangt. Sie ist, weil gottlos, auch trostlos geworden. Wohin treibt die Kunst, wenn sie den gesunden Lehren des Christentums den Rücken kehrt, wenn sie vom Heiligen Geist keinen Hauch mehr hat? Dazu, daß sie, wie Ibsen tatsächlich tut, die Ideale (Ehe, Eigentum, Königtum usw.) für konventionelle Lügen, für Phantome erklärt. Was ist das letzte Werk dieses siebenzigjährigen gefeierten nordischen Dichters? Das pessimistische Stück „Wenn wir Toten erwachen“, nach welchem alles, auch das Schwelgen in Kunst und Liebe, als sinnloser Traum erscheint, auf den ein trostloses Nichts, eine starrende Leere folgt. Das also ist der gottentfremdeten Wissenschaft und Kunst sowie der unchristlichen Welt letzter Schluß: Trostlosigkeit und Pessimismus. Wo aber der Heilige Geist wohnt, da ist Trost, Friede und Freude, jener Friede, den auch die rauhe Welt mit ihren Verfolgungen und Leiden nicht rauben kann. Sendet ja der Heilige Geist seine Lichtstrahlen und süßen Tröstungen auch in die dunkelste Leidenskammer und ärmste Hütte!

Wie Gott im verflossenen Wonnemonat Millionen Blüten hervorgezaubert und ganze Länderstrecken in ein schimmernd Brautgewand gehüllt hat, so hat der Heilige Geist, der in der Kirche fortwirkt bis ans Ende der Zeiten, die ganze Welt, besonders die christlichen Länder, mit einem Blütenkranz von Liebeswerken umgeben. Der Heilige Geist ist der ewig fruchtbare Geist der wahren christlichen Liebe. Als dies hat er sich besonders in den letzten Jahrzehnten und in der neuesten Zeit erwiesen. Die christliche Welt steht mehr als je im Zeichen der sozialen Vereinigung und Verbrüderung, während in der unchristlichen Welt und bei der goldenen Internationale die Herrenmoral Nieb'sches immer mehr zur Geltung kommt, daß die „Übermenschen“ den Pöbel nicht schonen, nicht lieben, sondern verachten, ausnützen, ja zertreten sollen. Wenn in unchristlichen Kreisen die Liebe immer mehr erkaltet und rücksichtslosem Egoismus und Kampf ums Dasein Platz macht, so entzündet der Heilige Geist in christlichen Kreisen immer mehr Herzen zu glühender und werktätiger Nächstenliebe. Diese Caritas ist der gemeinsame Boden, auf dem zuletzt alle Menschen, in denen noch edle Regungen des Geistes und des Herzens wohnen, vom Heiligen Geiste zusammengeführt werden. Das ist unsere Pfingstfesthoffnung und Pfingstfestfreude.



Die Kunst im Dienste Gottes.

Die Kirche war von jeher eine Liebhaberin und Pflegerin der schönen Künste. Das Schöne steht in engem Zusammenhang mit dem Wahren und Guten. Alle Wahrheit, Gutheit und Schönheit kommt aber von Gott, ist ein Abglanz, eine Mitteilung der ewigen Wahrheit, Gutheit und Schönheit Gottes. Insbesondere ist der Heilige Geist unter den drei göttlichen Personen das Prinzip des Schönen, der göttliche Künstler, wenn wir so sagen wollen. Das Gefühl des wahrhaft Schönen und Erhabenen ist im letzten Grunde ein Aufflug, ein Aufschwung des Menschen zu Gott.

Die echte Kunst stammt von Gott und führt zu Gott. Es hat ein berühmter Philosoph einmal den Ausspruch getan: Alle Künste könnten kein höheres Ziel haben, als Gott zu verherrlichen: die Baukunst, Bildnerei, Malerei, Poesie und Musik. Bei Jesus Sirach 44, 5 heißt es: „Sie forschten in ihrer Kunst nach Tonweisen in der Musik und verfaßten die Gesänge der Schrift.“ O diese Psalmen!

Wie ewig jung und frisch erscheinen sie uns trotz ihres hohen Alters! Das ist Poesie des Heiligen Geistes! Nicht umsonst verwendet die Kirche besonders häufig dieselben im Brevier der Priester und Mönche. Der erste Psalm (Ps 67) im Festoffizium des hochheiligen Pfingstfestes ist ein Siegesgesang der Synagoge nach einem glorreichen Feldzug; er schildert in großen Zügen die Herrlichkeit der alten Kirche in ihrer Erwählung, wunderbaren Führung und Beschützung durch Gott. Der zweite in diesem Festbrevier verwendete Psalm (Ps 47) beschreibt im Bild Sions die Herrlichkeit der Kirche, die gleich einer Tempelfeste am Meere durch den bloßen Anblick ihrer Sicherheit und Ruhe die mächtigen Flotten der Feinde verwirrt und verscheucht und alle Völker einladet, sich in ihrem Frieden anzusiedeln und den Herrn zu loben. Die Psalmengesänge werden nimmer verstummen in Kirchen und Klöstern. Sie werden fortklingen und forttrauschen, solange die Erde steht. Solange die Wasserfälle und Katarakten der Bäche, Flüsse und Ströme der großen Natur in ihrer wilden Art ihr Psalmengebet zum Himmel emporsenden, so lange werden auch die Horen der Mönche und die Psalmmodien aus dem Munde der Priester erklingen.

Auch die großen, weltlichen Musiker wie Bach, Händel, Haydn, Mozart und Beethoven haben

das Lob Gottes gesungen. Haydn¹ hat wohl gewußt, warum er nach gelungenem Konzert in einem stillen Winkel den Rosenkranz gebetet hat. Dem tauben Beethoven sagte sein Innerstes: „Die Liebe ist Gott.“ Die heitern Symphonien Beethovens (in A-dur und F-dur) wirken auf den Hörer wie eine Befreiung von Schuld, sie wecken das Gefühl des verschmerzten Paradieses. Richard Wagner² schrieb darüber: „So predigen diese wundervollen Werke Reue und Buße im tiefsten Sinne einer Offenbarung.“ Das Erlöserwort: „Mit mir seid heute im Paradiesel“ ertönt aus seiner Pastoral-symphonie.

Es ist rührend, zu sehen, wie die Kirche schon in den Kataomben, gleichsam an den Särgen ihrer ersten, lieben Kinder wachend, ihr Glauben, Hoffen und Lieben an die feuchten Wände gemalt hat. Sie hat dann mit der Zeit das Gebiet der Kunstideale durch den Inhalt ihrer übernatürlichen Wahrheiten unermesslich erweitert. Sobald sie als Weltreligion öffentlich durchgedrungen war, hat sie überall den Kunstfleiß geweckt und die Erde mit ihren herrlichen Kunstschöpfungen erfüllt.

¹ Er schrieb in Bezug auf seine Messkompositionen: „Wenn ich an Gott denke, so ist mein Herz so voll Freude, daß mir die Noten wie von der Spule laufen.“

² Ges. Schr. IX 114.

Wer will in Kürze alle die Maler nennen, welche als Priester des Schönen ihren Pinsel im Dienste der Kirche und des Heiligen Geistes geführt haben? Die Gemälde eines Fra Angelico, Fra Bartolomeo, eines Leonardo da Vinci erscheinen wie himmlische Offenbarungen von überirdischer Schönheit und engelgleicher Reinheit, von verklärtem Schmerze und gottinniger Andacht. Ohne innere Rührung und geistige Veredelung kann man diese Bilder nicht betrachten. Namentlich hat die vom Heiligen Geist geleitete Kirche alle ihre Kunstfertigkeit aufgeboten zur Ausschmückung der Kirchen und zur würdigen Vollziehung der Gottesdienste. Wie ergreifend sind ihre Zeremonien! Wie stimmungsvoll sind die mittelalterlichen Dome, wenn Orgelschall durch die heiligen Hallen braust, wenn das Sonnenlicht durch die gemalten Fenster hereinflutet! Welch mystischer Zauber liegt in einem katholischen Gotteshaus! Wie geheimnisvoll flimmert an den Abenden und Nächten das ewige Licht um die Altäre, gleich als ob es uns flüsternd zuraunen wollte: „Wie gütig und liebevoll ist doch Gott!“ Der Gebrauch, dem Gefäß, in welchem das Abendmahl aufbewahrt wird, die Gestalt einer Taube zu geben, ist sinnig wegen der innigen Beziehungen zwischen dem Heiligen Geiste und dem Altarssakrament. Diese Sakramentstaube wurde oft in der kostbarsten und farbenreichsten Email-

arbeit ausgeführt. Wie prächtig ragen die alten, großen, schönen Klosterkirchen als Zeugen vergangener Klosterherrlichkeit und der von jeher in der Kirche geübten Kunst in unsere prosaische Zeit herein! Wenn man einem Hochamt in der Klosterkirche zu Beuron oder Einsiedeln anwohnt, oder wenn man z. B. einer Pontifikalvesper in einer bischöflichen Kathedrale zusieht und zuhört, so verspürt man etwas von diesem mystischen Zauber, von dem Wehen und Weben des Heiligen Geistes. Die schöne, poesiereiche Liturgie der Kirche ist nicht ohne Mitwirkung des göttlichen Künstlers entstanden. So ist auch Brevier und Messe am hochheiligen Pfingstfest ein Gedicht voll Glanz, Majestät und mystischer Tiefe des Heiligen Geistes.

Nirgends wirkt die Kunst reiner und mächtiger als im Dienste der Religion. Welch eine Fülle, welch ein Himmel von Erbauung, von Glauben, Liebe, Freude und Gottseligkeit in Wort, Ton und Farbe geht von diesen kirchlichen Kunstwerken aus! Den Menschen durch Freude an himmlischer Schönheit zu Gott und zum Himmel zu führen, das ist der schöne Pfad der kirchlichen Kunst. Schon manche edle Seele, besonders Künstlerseele, hat der Heilige Geist durch die in der katholischen Religion liegende und waltende Poesie und Schönheit in den Schoß der Kirche zurückgeführt.



Drei edle Genien.

Wenn uns ein Blumenbeet entzückt, wenn wir vor einer reizenden Landschaft stehen, wenn das Hochgebirge wie ein mächtiger Tempel der Natur, in dem die Nebel wie Opferrauch zum Himmel wallen, das Rauschen der Wasserfälle wie ein grandioses Psalmengebet und das Wehen der Winde und Stürme wie feierlicher Orgelklang erscheint, unsere Blicke nach oben lenkt, wenn die Sternenvwelt, diese unvergleichliche mit feurigen Riesenfugeln wie mit goldenen Zahlen an das Firmament geschriebene Realmathematik, uns tausend Rätsel und Probleme zum Lösen aufgibt, so denken wir an den großen Geist, der in der Urzeit bei der Schöpfung über den Wassern schwebte, an den Heiligen Geist, der mit Vater und Sohn die Wunder der Schöpfung aus dem Nichts hervor-gezaubert und aus dem Chaos, wo alles wüßt und leer war, den Makrokosmos und Mikrokosmos geformt und gebildet hat. Ja, Blumenbeete, Meere, Berge und Sternenhheere sind für den beseelten Menschen nichts anderes als ein vielstimmiges Tedeum

auf Gott, den grandiosen Schöpfer, den unsterblichen, ewigen Künstler.

Wenn ein Raffael oder Michelangelo, ein Guido Reni oder Leonardo da Vinci unsere Augen bezaubert, unsere Sinne gefangen nimmt, wenn wir in den heiligen Hallen der Kunst oder in hohen prächtigen Domen schönheittrunken wandern, wenn erhabene Musik unsere Ohren entzückt, unser Innerstes ergreift, wenn wir die alten Propheten, einen Jeremias, Ezechiel lesen, wenn der große Geist und die herrliche Sprache dieser Gewaltigen des Alten Bundes uns geheimnißvoll durchschauert, wenn wir die Evangelien des Neuen Bundes durchblättern, wenn der Apostel Paulus als ein Mann des Geistes und der Kraft zu uns spricht, wenn der jungfräuliche Johannes wie ein Adler uns in die höchsten Höhen der Betrachtung entführt, wenn uns ein Dante in seiner Divina Commedia durch die ewige Stadt des Schmerzes oder durch die lachenden Gefilde des Paradieses führt, so denken wir an den Heiligen Geist, der die Propheten ergriffen und begeistert hat, der die Künstler und Dichter beseelt und beseligt. Freilich, gar viele wollen nichts wissen vom Wehen und Weben des Heiligen Geistes in Natur und Menschenbrust. Das Fleisch wiegt solchen mehr als der Geist. Dumpf ist ihr Sinn, stumpf ihr Auge, enge ihr Herz, so daß sie nur an einen „Zufall“ denken und glauben, welchen

Napoleon mit Recht den „Gott der Narren“ genannt hat.

Wie Hunde den Mond anbellern, so suchen manche Erdgeister, Menschenzwerge gegen den großen Gott, gegen den Heiligen Geist und seine Stiftung anzukämpfen, sich aufzulehnen. Doch der Ewigstille, der Zeitenwecker und Völkerlenker, er lacht und spottet ihrer. Lasset die Menschenzwerge toben und kämpfen gegen Gott, den Heiligen Geist und seine Kirche!

„Krieg führt der Wiß auf ewig mit dem Schönen,
so hat schon der edle und ernste Dramatiker Schiller
gesungen,

Er glaubt nicht an den Engel und den Gott.
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verlegt den Glauben.“

Doch wir werden deshalb keine Pessimisten. Neben dem fatten Unglauben glänzt die Perle des Glaubens um so leuchtender, neben dem Hasse wohnt die Liebe. Über kleinen Geistern leuchten große Seelen, und neben den Ruchlosen strahlen die Heiligen, diese schönen Tempel des Heiligen Geistes. Wir sprechen mit Schiller (vgl. „Jungfrau von Orleans“):

„Tag wird es auf die dichtste Nacht, und kommt
Die Zeit, so reifen auch die späten Früchte.“

Mögen andere den Glauben ihrer Väter als etwas Überlebtes verachten, uns baut der Glaube diamantene

Brücken hinüber über die Wolken, hinauf zu den goldenen Sternen und über die Sterne hinüber in ein wunderbares Licht- und Geisterreich, wo die Engel und Seligen wohnen, wo eine neue, ungeahnte Formen-, Farben- und Lichtwelt uns ewig entzücken und beglücken wird.

Glaube und Kunst sind holde Geschwister, geführt und geleitet vom Heiligen Geiste. Da die Erde doch nur ein durch die Räume hinfliegendes großes Totenhaus ist, da alles Schöne hienieden bald sterben muß und das Gute im Kampfe mit dem Bösen nie zur Ruhe kommt, so zeigt uns der Glaube außerhalb des Diesseits unsere wahre Heimat, wo das Gute und Schöne ewig vereint sein wird, wo Friede und Freude ungestört und ungetrübt weilen. Die Kunst, die echte, wahre Kunst, diese liebliche Schwester der Religion, sie ruft in das irdische Leben das Göttliche hernieder und bietet uns in Worten, Farben und Tönen, in Marmor, Erz und Gold einen Widerschein, einen Abglanz des Himmlischen dar. Als dritte Schwester im Bunde gesellt sich die Wissenschaft hinzu, und zwar die gründliche, die tiefe. Oberflächliches Nippen am Kelche der Wissenschaft mag aufblähen, in die Irre führen; aber tiefes Schöpfen aus dem Borne der Wissenschaft hat noch immer zu Gott, dem Quell aller Wahrheit und Weisheit, geführt. Newton, Kopernikus, Kepler,

Herschel, Gauß, Altum, Pasteur, Reiske, sie alle bewunderten und bewundern die Zweckmäßigkeit in der Natur und ihren allweisen Urheber. Ampère nahm oft nach einer tiefsinnigen Unterhaltung mit seinem Freunde Ozanam seine gewaltige Stirne zwischen die Hände und rief aus: „Wie groß ist Gott, Ozanam! Wie groß ist Gott!“ Alexander Volta, der Entdecker der Volta-Säule, war fromm wie ein Kind und hauchte seine schöne Seele mit den Worten aus: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“

Kunst, Wissenschaft und Religion weisen wie drei edle Schwestern, wie drei holde Genien nach oben zum Vater der Lichter, zum Heiligen Geist, dem Geiste der Schönheit, Wahrheit und Liebe. Diese Drillinge erscheinen fast wie ein schwaches Abbild der göttlichen Trinität, der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Recht verstanden und recht betrieben, führen und zeigen sie wie mit erhobenen Händen zum Himmel, wo Gott, die Quelle und die Fülle aller Wahrheit, Schönheit und Liebe, zu suchen und zu finden ist.



Pfingststürme.

Unter Sturmeswehen kam einst der Heilige Geist auf die Apostel herab. Die Stürme, welche seit Beginn dieses Jahrhunderts mit erneuter Macht die Kirche umheulen und umbrausen, gehen zwar von einem bösen Geiste aus, aber der Heilige Geist wird sie zum Guten zu lenken wissen. Wie die Eiche gerade durch Winde und Stürme veranlaßt wird, immer tiefere Wurzeln zu fassen, sich immer fester in der Erde festzuklammern, so ward und wird die Kirche durch Kämpfe und Stürme nur gestählt und gestärkt. Der Sturm, der z. B. in den letzten Jahrzehnten in Oesterreich ausbrach, hat den leitenden Staatsmännern wie den Wächtern des Heiligtums gezeigt, daß manches faul in Staat und Kirche war und ist. Er hat kranke, abgestorbene Äste vom Baum der Kirche abgerissen und viele gelbe, herbstlich fahle Blätter weggeseggt. Er hat vielen die Augen geöffnet und manche, wenn auch nicht alle, aus dem Schlafe und aus der allzu großen Gemüthlichkeit aufgerüttelt. So hoffen wir, daß auch der Sturm des offenen oder ver-

steckten internationalen Kulturkampfes ein Pfingststurm sein möge, der die Kirche nur immer mehr kräftigt. Die Welt wird immer mehr in zwei große Heereslager sich spalten: hier Christentum, dort Antichristentum; hier Gott, dort Belial.

Der Hauptkampf der goldenen und roten Internationale hat sich in erster Linie gegen die katholische Kirche gerichtet, weil sie das festeste Bollwerk des Glaubens und der mächtigste Hort des Christentums ist. Zuerst gab die Freimaurerei in Frankreich die Parole aus: „Los von der Kirche!“ Sie mußte schon, daß dann von selbst Frankreich mit der Zeit auch von Gott und allem Glauben losgerissen werde.

Auch in Portugal, Spanien und Italien arbeitet sie fest an der Unterminierung der Fundamente von Kirche und Staat.

Das Deutsche Reich steht zwar äußerlich immer noch da wie ein mächtiger Eichbaum. Aber ganz gesund ist auch dieser mächtige Eichbaum nicht mehr. Er krankt im innersten Marke (an Glauben und Sitten).

„Unsere öffentliche Meinung ist antichristlich und antideutsch“, hat die Stöckersche „Deutsche evangelische Kirchenzeitung“ schon 1901 geklagt. „Früher war es nicht im deutschen Geist, daß das Volk seinen Heiligtümern kalt oder feindlich gegenüber-

stand. Erst seit einem halben Jahrhundert ist diese geistige Suffisance aufgekommen, die Gottes nicht zu bedürfen glaubt, und damit die Ideallosigkeit." „Und zwar ist dieser Zustand der Entchristlichung“, klagte Stöcker, „in dem protestantischen Teile Deutschlands stärker als in dem katholischen.“

Die Glanzperiode von Blut und Eisen unter Bismarck hat Deutschland zu einem starken Realismus geführt, und vom Realismus sind dann viele in den Materialismus und Atheismus hinabgesunken. Man hört evangelische Prediger klagen, daß bei vielen Gebildeten die Religion (Taufe, kirchliche Trauung, Abendmahl) nur mehr als Dekoration betrachtet werde und der Unglaube in Arbeiter- und Industriekreisen erschrecklich zunehme. Andererseits hört man fromme Leute aus dem evangelischen Volke darüber seufzen, daß gefeierte protestantische Theologen und Professoren wie Harnack weder an die Gottheit Christi noch an die Wunder der Bibel glauben, daß das lautere Evangelium gerade von den Lehrern und Vertretern des Evangeliums immer mehr kritisch zerlegt, verwässert und auf ein Minimum reduziert werde.

Der edle Stöcker fragte bekümmert, ob es in Deutschland so weiter gehen könne. Auch wir fragen sorgenvoll: Wird die stolze deutsche alte (mehr als tausendjährige) Eiche noch viele und

noch schwere Stürme aushalten können, wenn Unglaube und Unsittlichkeit (Alkohol und Unkeuschheit) wie schädliche Raupen und Käfer in ihrem Holze wühlen, Gänge machen und das Mark anfressen, wenn die goldene und rote Internationale an ihren Wurzeln nagen?

Möchten doch alle gläubigen und edeln Christen unsere willkommenen Bundesgenossen sein im Kampfe gegen den gemeinsamen Feind: den Atheismus und Materialismus! — Man zucht über das Mittelalter als eine finstere Zeit die Ahseln. Aber so wie jetzt hat man im Mittelalter an allem Heiligen und Hohen; an Ehe und Eigentum, an Sitte und Glauben, an Staat und Kirche nicht gerüttelt. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, treues, konservatives Festhalten an Gott und König, Sitte und Glauben für rückschrittlich zu erklären. Ja freilich, bei diesem verkehrten Standpunkte wäre allerdings die Sozialdemokratie und Anarchie der höchste und vollendetste Fortschritt. O Heiliger Geist! Reiße die moderne Menschheit heraus aus dieser unseligen Begriffsverwirrung, womit sie Fortschritt nennt, was Rückschritt ist! Erleuchte sie mit deiner Wahrheit und Weisheit! O Heiliger Geist! Nimm immer mehr die Vorurteile, von denen die Augen so vieler umdunkelt sind, weg! Stelle der alternden Menschheit wieder aufs neue die

volle Wahrheit, Schönheit und Erhabenheit des Christentums vor Augen!

Das Christentum hat wahrhaftig genug äußere Feinde. Möchten doch da die Christen aufhören, sich zu befehlen! Möchten doch alle ein einiges Volk von Brüdern sein, mit erneuter Kraft den Stürmen von außen und von innen trotzen und an den großen Aufgaben der Kultur und des wahren Völkerglücks arbeiten!

Freiheit und Fortschritt, so lautet die Parole der Neuzeit. Wir stimmen ein in diesen Ruf. Ja, Freiheit, immer mehr Freiheit von Vorurteilen! Freiheit von falschen Voraussetzungen der Wissenschaft, Freiheit von einseitiger Bevormundung der Wissenschaft durch gewisse Zeitströmungen und Zeitrichtungen, Freiheit vom Cliqueswesen bei Stellenbesetzung der Universitätsprofessuren!

Fortschritt! Die christliche Kirche ist fortgeschritten und schreitet fort. Sie freut sich über die Erfindungen und Fortschritte in Technik und Wissenschaft. Gegen die christliche Religion und Kirche glaubt man im Namen der Freiheit und des Fortschrittes kämpfen und anstürmen zu müssen, weil sie „lebensfremd“ und „kulturfeindlich“ sei. Man verachtet und bespöttelt die christliche Sittenlehre als Sklavenmoral, die Heiligen als düstere Lebensverneiner. Aber die außer dem Christentum stehenden Ethiken (Sittenlehren)

haben alle den Fehler, daß man nach ihnen nicht leben kann und durch sie nicht befriedigt wird. Was kann das Volk mit dem „Jenseits von Gut und Böß“ oder mit dem „kategorischen Imperativ“ oder der Moral des ästhetischen Geschmacks anfangen? Was können vollends die Armen, Leidenden, hart Arbeitenden und schwer Ringenden darin für einen Halt oder Trost finden?

Die Heiligen sind die wahren Lebenskünstler. Christus und die Apostel haben für ihre Mitmenschen und für alle Zeiten mehr gewirkt und geleistet als alle „Lebensbejaher“, weltlichen Philosophen und Erfinder. Es sind blinde Führer und Führer der Blinden, welche das Christentum als eine reaktionäre, finstere Macht bekämpfen. Es ist ja doch eine Religion des Lebens, des Lichtes und der Freude. Man schreit und schimpft über die alten Dogmen der Kirche; dabei schmachtet man selbst unter den Dogmen eines Darwin, Haeckel, Nietzsche. Auch der Atheismus und Materialismus, die Freimaurerei und Sozialdemokratie haben ihre Dogmen. Übrigens sind die Dogmen des Christentums nicht einmal so starr und steif, wie man sie hinstellt. Sie zeigen in formeller Hinsicht eine Entwicklung. Im Laufe der Jahrhunderte wurden sie klarer, schöner und deutlicher herausgearbeitet und formuliert. Gewiß ist unsere Zeit in Technik

und Industrie sehr weit vorangeschritten. Aber was z. B. die Kunst betrifft, so sind die großartigen, unvergleichlich schönen Dome des Mittelalters, wie z. B. die Peterskirche, Kölner Dom, Mailänder Dom, von der Kunst der Gegenwart weder erreicht noch viel weniger überholt worden. Die soziale und caritative Tätigkeit der christlichen Kreise und ihrer Institute, ihr warmes Eintreten für Schule, Kunst und Heimatschutz, eine stattliche Anzahl hervorragender, auf dem Boden des Christentums stehender Vertreter in Kunst und Wissenschaft zeigen und beweisen, daß die christliche Religion immer noch eine bedeutende Kulturmacht ist, und daß der der Kirche von ihrem Stifter verheißene Heilige Geist als Geist der Wahrheit, Liebe und Schönheit immer noch in ihr waltet.

Es sind Grillen und Hirngespinnste, wenn moderne Gelehrte von einem untergehenden oder „sinkenden Sion“ der Kirche reden, wenn einzelne meinen, die Kirche habe nur die Wahl, der modernen Aufklärung, d. h. dem unchristlichen Zeitgeiste sich anzupassen oder rettungslos unterzugehen. Umgekehrt: diejenigen Staaten und Völker, welche das Christentum von sich stoßen, gehen langsam aber sicher dem Ruin entgegen. Die Kirche, das Werk Gottes, wird sie überdauern. Sogar ein Sozialdemokrat (der schweizerische Arbeitersekretär Greulich) hat 1902 auf dem schweizerischen

Arbeitertag zugegeben, daß die positive Religion die soziale Umwälzung noch lange überdauern werde.

Überall, wo man die Segensmacht der Kirche bzw. christlichen Religion unterbunden hat, wanken die Throne, wenn sie nicht schon ganz verschwunden sind, sind die Grundmauern, Fundamente von Familie und Staat erschüttert. In Frankreich, dem klassischen Land der Freimaurerei und der Revolution, wo Kirche und Religion geächtet und gebunden sind, zeigt sich immer mehr physischer und moralischer Niedergang. Selbst Bala klagte dort über die Unfruchtbarkeit der Ehen und die bedenkliche Bevölkerungsabnahme. Die Klagen über die Abnahme der Sitten und Zunahme der Verbrechen, über geschlechtliche Verirrungen der Jugend, über Entnervung und Korruption der weitesten Kreise sind dort vollauf berechtigt. Frankreich macht der Welt das Exempel vor, daß eine Regierung, die Gott und die Religion bekämpft und abschafft, auf die Dauer ohne Gott nicht regieren kann. In Frankreich, wo die goldene und rote Internationale den Grundsatz *Ni Dieu ni maître* (weder Gott noch Herr) predigen und praktizieren, ist man bereits so weit gekommen, daß man schließlich gar keine Autoritäten mehr über sich achtet noch anerkennt. Dort streift von Zeit zu Zeit alles, vom Schüler und Bäckerbuben bis zum Soldaten, Eisen-

bahn- und Postbeamten (Paris war schon ohne Brot, ohne elektrisches Licht und ohne Bahn- und Postverkehr). Ein Staat, der gegen Gott und die Kirche revolutioniert, kommt selber nie zur Ruhe: in ihm gärt und revolutioniert es fortwährend. Im Kampfe gegen Gott und die Kirche wird das reichste Land unglücklich, geht das talentvollste Volk schließlich physisch und moralisch zu Grunde. Mögen da und dort ganze Staaten und internationale Gesellschaften, mächtige Verbände gegen die Kirche anstürmen, sie wird weiterbestehen, denn sie ist auf einen Felsen gebaut. Die Kirche ist unter Stürmen geboren und ward unter Stürmen groß. Sie ist sturmerprobt und wetterfest. Schon Jahrhunderte heulen und brausen die Stürme um sie. Mit Blut und Eisen, mit Feuer und Schwert haben die gewaltigen römischen Cäsaren gegen die junge Kirche gewütet. Die Stürme der Völkerwanderung, die Religionskämpfe des 16. Jahrhunderts, die französische Revolution und der Kulturkampf des 19. Jahrhunderts sind über sie hinweggegangen. Viele alten Blätter und manchen morschen Zweig haben die Stürme vom Riesenbaum der Kirche weggesegt. Aber im übrigen ist die Kirche durch die Stürme nur immer mehr gereinigt, gestählt und gestärkt worden.



Die schönen Seelen die vollendetsten Kunstwerke.

„In dieser Geistessonne
beginnen die Blumen zu blühen,
Im Paradiesesgarten
die Bronnen des Lebens zu sprühen
Und in den ewigen Lampen
die Flammen der Liebe zu glühen.“
Richard v. Kralik.

Was ist es Schönes um einen Diamant, Smaragd, Rubin! Was ist es Schönes um die Maiglöckchen, Vergißmeinnicht, Rosen und Palmen, um all die Tausende von Blumen und Pflanzen! Was ist es Liebliches um die Leuchtkäferchen in Juninächten, um all die buntfarbigen Säger in Flur und Wald! Wie kunstvoll sind all die vielen Tiere im Meere und auf dem Festlande gebildet und eingerichtet! Welch großes Kunstwerk des göttlichen Meisters ist der Menschenleib! Man hat die Marmorstatuen eines Phidias, Thorwaldsen, Canova schon viel bewundert. Aber was ist die schönste Marmorstatue gegen den lebendigen Organismus des Menschen! Thorwaldsen hatte einst mit seinem Meißel einen Hirtenknaben entzückend

schön in Marmor nachgebildet. Aber Thorwaldsen wußte nur zu gut, daß der lebende Hirtenknabe noch ungleich schöner war als seine viel bewunderte Marmorstatue. Doch die höchsten und vollendetsten Kunstwerke des Heiligen Geistes sind nicht im Reiche der Körper, auf dem Gebiet der Materie zu suchen. Die höchsten und vollendetsten Meisterwerke des göttlichen Künstlers sind die schönen Seelen, die großen und edeln Geister, welche auf den Höhen der Menschheit wandeln: das sind die Heiligen!

Die Märtyrer der ersten christlichen Jahrhunderte waren in ihrem schmerzlich-schönen Erdenwallen Heldennaturen, Könige im Reiche der Geister, erhabene Willensmenschen. Kein Wunder, wenn der berühmte Theologe Möhler bei der Lektüre der Märtyrerakten weinte vor Rührung über die Seelengröße und Seelenschönheit dieser Heiligen.

Wie einfach und doch bewundernswert erscheint uns das Leben der Einsiedler Antonius und Paulus, welche von den kärglichen Früchten des Feldes aßen, Buße taten und durch ihr Beispiel an sich wirkten. Nicht selten ging von solchen Einsiedlern, welche der Welt als unfruchtbare Grübler erscheinen mochten, eine mächtige Erneuerung des Geisteslebens aus. Joachim v. Floris und der hl. Franziskus warfen ihre großen Gedanken, die sie in der Einsamkeit und

Armut gefaßt hatten, in die Welt und riefen eine gewaltige Bewegung der Geister und Herzen hervor. Diese Heiligen, welche verlorene Weltwinkel und einsame Felshöhen bevorzugten, welche die Armut liebten und nach der schlichten Einfalt des Evangeliums handelten und wandelten, erhoben sich zu entzückenden Gesichten und grandiosen Visionen. Joachim gab seine Kleider den Armen, wärmte, belebte und tröstete in seinen Armen die Sterbenden. Wenn er Messe las, wurde sein sonst bleiches Antlitz strahlend wie das eines Engels. Wenn er vom Leiden des Herrn las, weinte er oftmals. Was für eine erhabene Seele war erst Franziskus von Assisi! Welch wunderbare Kraft, welchen Zauber übte dieser eine Mann auf die Mitwelt und Nachwelt aus! Wenn er Gott zuliebe leiden und entsagen durfte, weinte er Tränen seliger Liebe. In seinem gottbegeisterten Herzen und liebetrunkenen Gemüte öffneten sich ihm schon auf Erden die Himmel, leuchteten ihm die hohen Felsen von Alvernia wie von Rubinen und Saphiren. Der Liebeszauber des Heiligen bewirkte, daß bei ihm wie zu des Paradieses Zeiten (vgl. Isaias) Wolf und Lamm friedlich nebeneinander weideten. Er nannte die Tiere seine Brüder und Schwestern und segnete sie. Franziskus war kein finsterner Asket. In Fröhlichkeit diente er dem Herrn: freigewählte Armut und

Arbeit waren die gesunden Wurzeln seiner Kraft und seines Frohsinns. Sein frommer, froher Geist hob die Gemüther weg über das Elend des Lebens. Sein heiliges Beispiel theilte den Frohsinn auch seinen Brüdern und Landsleuten mit. Durch sein armes, aber heiteres und liebeiches Wesen und Leben war er ein mächtiger Tröster und Helfer aller armen, verlassenen und bedrückten Seelen.

Wir haben hier nur einige wenige von den Kunstwerken des Heiligen Geistes herausgegriffen. Es stehen und blühen aber noch viele Heilige im Garten der Kirche: bald im Verborgenen und in der Stille blühend wie Veilchen und Vergißmeinnicht, bald wie Maiglöckchen schimmernd und duftend im tiefen Waldesschatten, bald wie Lilien, Palmen und Rosenbäume weithin ihre Schönheit und Pracht offenbarend.

Wir sehen schon in den schönen materiellen Gebilden und Gestalten der Welt das Schaffen und Walten des göttlichen Künstlers. Aber besonders glänzend leuchtet der Heilige Geist als überirdisches Licht der Schönheit, Liebe und Kraft in den Heiligen auf, welche wie Höhenfeuer und Leuchttürme geistig-sittlicher Art weithin ihr Licht und ihre Schönheit ausstrahlen und als geheimnißvolle Lampen und Sterne im wunderbaren Gottesdome der Ewigkeit weiterglühen.





Der Heilige Geist ein Freudenspender.

Als Judas wegging vom Herrn, da heißt es vielsagend in der Heiligen Schrift: „Es war Nacht.“ Als das auserwählte Volk sich von Christus abgewandt und den Mord des Messias vollbracht hatte, da herrschte stundenlange Finsternis. Wenn ein einzelner Mensch oder ein ganzes Volk sich von Gott abkehrt, dann steigt für diese die Nacht herauf mit ihrer Finsternis, Unruhe und Trauer. — An der Osterkerze, die den Auferstandenen sinnbildet, wurden am Karfreitag alle Lichter der Kirche angezündet. Von dem auferstandenen Gottmenschen strömen Licht und Freude auf alle Frommen und Heiligen aus. Bevor Christus kam, lagerte Dämmerung und Nacht über den Völkern. Man spricht und schreibt zwar viel von der griechischen Heiterkeit. Aber diese griechische Heiterkeit existiert nur in der Einbildung oberflächlicher Geister. Der Tieferschauende und Tiefersforschende weiß nur zu gut, daß die alten Griechen trotz glänzender äußerer Kunst und Kultur, bei all ihrer Schönheit und ihren Götterfesten doch im Grunde ein tief

unglückliches Volk waren. Erst als Christus wie eine Sonne aufstieg, da röteten sich die Berge der alten, sündenbeschwerten Erde im Morgenrot neuer Hoffnungen und neuer Freuden, da lächelten die Hirten des Feldes und sangen die Engel, und freudig begrüßten die Fürsten und Weisen des Morgenlandes das neuaufgegangene wunderbare Himmelslicht.

Christi Programm ist Freude, Frohbotschaft und Glückseligkeit, und dieses Programm hat der Heilige Geist mit dem Pfingstfest erst vollends ganz entwickelt und entfaltet. „Der Geist des Herrn ist über mir“, heißt es bei Jesaias 61, „um zu heilen, die zerknirschten Herzen sind, um zu verkündigen das Jahr der Versöhnung, um zu trösten alle Betrüben, um zu geben den Trauernden Freudenöl statt der Trauer, ein Festgewand statt der Betrübnis des Geistes.“

Die Welt bietet freilich auch allerlei Freuden. Aber von diesen Weltfreuden singt Lenau:

„Ob jeder Freude seh ich schweben
Den Geier, der sie bedroht,
Was ich geliebt im Erdenleben,
Es ist verloren, es ist tot.“

Jede selbstische, egoistische, sinnliche Freude verblaßt schnell. Die Sinnengenüsse und Wollüste enden fast immer mit einem Defizit an Lebenskraft und Lebensfreude. Wer aber in Nächstenliebe und Gottesliebe

sich freuen gelernt hat, der schwebt gleichsam über den Wolken, Dünsten und Nebeln der Erde, dem lacht stets der Himmel eines reinen Gewissens und die Sonne einer ungetrübten Heiterkeit.

Der Heilige Geist hat als göttlicher Künstler Gotteshaus und Gottesdienst im Laufe der Jahrhunderte mit erhabener Poesie, mit himmlischer Liturgie, mit schönen Formen und Gestalten, mit allerlei Künsten umgeben und umwoben. Die Gotteshäuser sind immer noch die größten und schönsten Gebäude. Wie armselig und unansehnlich wäre manches Dorf und manche Stadt ohne die Kirche! Die Kirche ist häufig der Schmuck und die Zierde einer ganzen Gegend. Wie malerisch und prächtig werden die Städtebilder durch die verschiedenen Gotteshäuser, Tempel und Dome! Im Gotteshaus findet das christliche Volk eine Stätte der Andacht und eine Stätte der Kunst, Musik- und Konzertsaal, Gemälde- und Skulpturengalerie. Die katholische Kirche ist nicht bloß eine Erzieherin der Völker zur Tugend und Sitte, sondern auch zur Kunstfreude und zum Schönheitsgenuß. Daher erklärt es sich auch, daß schon manche akatholische Künstler, vom Schönheitszauber der Kirche angezogen, sich in dieselbe haben aufnehmen lassen.

Jede Festzeit hat ihre eigenen Freuden, ihre besondere poetische Stimmung, ihren

besondern Reiz. Wie lieblich paßt das Weihnachtsfest mit dem holdseligen Gotteskind in die raue Jahreszeit! Wie hilft der Christbaum mit seinen hundert Kerzen, das Christfest mit seinen hundert Freuden über das Dunkel und die Kälte des Winters hinweg! Wie paßt so schön und feierlich das Osterfest mit seinem Alleluja in die Frühlingszeit mit ihrem Grünen und Blühen! Die ganze Fülle von Licht und Freude, von Geistesfrüchten und Herzensgaben schüttet aber erst das Pfingstfest im Sommer der Natur über uns aus. Mit der Herabkunft des Heiligen Geistes ist die Kirche gleichsam aus einem lieblichen Kinde, aus einer zarten Jungfrau eine von Kraft und Schönheit strotzende Mutter geworden, eine Mutter, die unzählige Märtyrer, Helden und Heilige geboren und erzogen hat. In der Kirche, auf dem Nährboden der Liebe und Gnade, sind die eigentlichen Freudenbringer, die wahren Blumenmädchen, die echten Sonnenmenschen, welche Licht und Freude über sich und ihre Umgebung ausstrahlen, gewachsen und gediehen. Da ist die Fürstin Elisabeth, welche Trost Worte und Liebesgaben wie Rosen unter die Armen und Leidenden ausgeteilt hat, emporgeblüht. Da erscheint ein Petrus Claver als Apostel der Negerklaven, der die mit ekelhaften Krankheiten geplagten Schwarzen umarmt, auf den Händen trägt, ihre Wunden küßt und reinigt. Da geht ein

P. Damian auf die Sandwichinsel Molokai zu den Aussätzigen, welche die Welt von sich gestoßen hat und ängstlich flieht: er unterhält, unterrichtet sie, musiziert mit ihnen, liest ihnen die Messe, bis schließlich auch seine Hände, vom Aussatz ergriffen, faulen, und der Held ein Opfer der ansteckenden, unheilvollen Krankheit wird. Der Heilige Geist sendet und rüstet immer wieder Heilige aus, um zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, um zu trösten die Betrübten, um Freudenöl zu geben den Trauernden und ein Festgewand den Armen. „Sie haben eine wunderbare Gabe“, schreibt Bischof Dr P. Wilhelm v. Keppler in seinem goldenen Büchlein von der Freude, „mit einem sanften Wort und hellen Blick andern den Druck vom Herzen zu nehmen, den Balsam auf die wundeste Stelle zu träufeln, namentlich aber aus eigenen Leiden und eigener Seelennot für andere Arzneien und Freudentränklein zu bereiten.“

Warum ist die moderne Menschheit trotz der vielen rauschenden Feste und lärmenden Freuden vielfach so freudenarm und freudenleer? Weil sie sich so weit vom Leben der Heiligen entfernt hat und weil sie verlernt hat, sich in Gott, im Heiligen Geiste und seinen Gnadenmitteln zu erfreuen.

Wer in stillen Stunden zur Kirche kommt, etwa abends, wenn das ewige Licht brennt und heimisch

von des Heilandes Nähe flüstert und erzählt, der kann das Wehen und Weben des Heiligen Geistes in seinem Innern verspüren. Wer sein Herz in den Tränen der Reue gewaschen und eine gründliche Beichte abgelegt hat, dessen Seele ist tauf frisch geworden wie eine Blume am Morgen, und die Sonnenstrahlen der Gnade spiegeln sich in ihr. Wer im frommen Geiste der Apostel Abendmahl hält und feiert, der kostet etwas von dem mystischen Liebeszauber, den ein hl. Johannes an der süßen Brust seines Herrn empfunden. Man lese den Sonnengesang eines Franziskus von Assisi, die Schriften des Mystikers Angelus Silesius, die Bücher der hl. Theresia, und man kann nachfühlen, wie viele köstliche Freuden, welch erhabene Gedanken und himmlische Gefühle diese gottgeweihten Seelen im Heiligen Geiste gehabt und genossen haben.



